

PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im
Ausland

PEN*info* 2012
Online

herausgegeben von Gabrielle Alioth
und Nadine Enghart

© **für diese Ausgabe:** PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland, die Texte wurden, soweit nichts anderes vermerkt ist, von den jeweiligen Autoren zur Verfügung gestellt.

Satz, Umschlaggestaltung: Nadine Enghart – mit der Hilfe von \LaTeX , Koma-Script und GIMP

Titelfoto: ME

Vorwort zur Online-Ausgabe

Liebe Mitglieder,

wir haben dieses Jahr mit einem sehr schlechten Gewissen begonnen, nachdem es uns im letzten nicht gelungen ist, auch nur eine einzige **PENinfo** zu publizieren, und wir entschuldigen uns in aller Form dafür, vor allem auch bei all denjenigen Mitgliedern, die uns ihre Tätigkeiten gemeldet und uns Beiträge geschickt haben. Ein Grund für die Verzögerung war, dass wir beschlossen haben, unsere Nachrichten in Zukunft elektronisch an Sie zu übermitteln.

Gleichzeitig können Sie die *PENinfo* auch als Taschenbuch für sechs Euro bei Ihrem Buchhändler (unter ISBN: 9-783848-264162) oder bei Buchhandelsportalen wie libri.de oder amazon.com bestellen. Dieses Vorgehen entlastet uns sowohl finanziell wie auch organisatorisch und sollte – wenigstens in Zukunft – sicherstellen, dass Sie unsere Nachrichten rasch und aktuell bekommen.

Neben den Schwierigkeiten vom letzten Jahr gibt es für das gegenwärtige allerdings sehr viel Erfreuliches zu vermerken:

- Auf unserer letzten Vorstandssitzung am 27. Januar 2013 wurde **Andrea Reiter** in den Vorstand kooptiert. Manche von Ihnen werden sich erinnern, dass Frau Reiter in einer früheren Phase Sekretärin unseres Zentrums war, und wir freuen uns sehr, dass wir erneut auf ihre kompetente und engagierte Mitarbeit zählen dürfen.
- Im Interesse einer besseren Kommunikation mit und unter den Mitgliedern werden Sie neben der nun einmal jährlich erscheinenden *PEN-Info* einen kurzen monatlichen Newsletter von uns erhalten, in dem wir Sie über die Tätigkeiten im Vorstand in-

formieren und aktuelle Themen aufgreifen. Beiträge von Mitgliedern, die wir darin veröffentlichen könnten, sind jederzeit hochwillkommen.

- Im Juni 2012 erschien unsere Anthologie *Im Schnittpunkt der Zeiten – Autoren schreiben über Autoren*, die an Veranstaltungen in Berlin, Amsterdam, Wuppertal, Solingen und Zürich vorgestellt wurde. Weitere Lesungen finden dieses Jahr in Dresden, St. Gallen und Saarbrücken statt.
- Zudem wurden Beiträge aus der Anthologie vom Internationalen PEN auf Englisch übersetzt und als exemplarische Publikation eines Zentrums in seinem Rundschreiben veröffentlicht. Derzeit arbeiten wir an einem zweiten Band von *Autoren schreiben über Autoren*, der Anfang 2014 erscheinen wird.
- Ebenfalls in Planung ist eine Anthologie zum 80. Geburtstag von **Reiner Kunze**, unter der Herausgeberschaft von Matthias Buth, und eine Textsammlung zum 90. Geburtstag von **Ralph Giordano**, unter der Herausgeberschaft von Peter Finkelgruen, die auf unserer Website erscheinen wird.
- Zentrumsintern stehen dieses Frühjahr **Vorstandswahlen** an, wobei wir diese mit einem Minimum an Aufwand für Sie und uns durchführen möchten. Alle bisherigen Vorstandmitglieder stellen sich zur Wiederwahl, und ich bitte bereits jetzt diejenigen unter Ihnen, die für den Vorstand kandidieren wollen, sich bei mir zu melden.
- Last but not least. Darf ich Sie bitten, die Mitteilung unseres Schatzmeisters zu beachten und – sofern Sie dies nicht bereits getan haben – uns Ihren **Mitgliedsbeitrag für 2013** zu überweisen.

Für das schon nicht mehr ganz neue Jahr wünsche ich Ihnen – auch im Namen des Vorstandes – Gesundheit, Glück und gutes Gelingen. Vergessen Sie nicht, uns über Ihre Tätigkeiten – Ihre Publikationen und Veranstaltungen – und über das, was Sie bewegt, zu informieren. Ihre

Beiträge sind immer willkommen, und wir freuen uns, wenn wir diese im Rahmen unserer Möglichkeiten veröffentlichen dürfen.

Ihre Sekretärin

Gabriele Albrecht

Aktuell

Aus den Tätigkeiten unserer Mitglieder

Nach dem großen Erfolg von *Fremde Schwestern* erschien am 1. Oktober 2012 **Renate Ahrens** neuer Roman *Ferne Tochter* beim Verlag Knauer Taschenbuch, München.

Doğan Akhanlıs Theaterstück *Annes Schweigen* hatte im November 2012 im Berliner Theater unterm Dach seine Uraufführung und wurde beim Internationalen Monodrama Festival THESPIS in Kiel, ebenfalls im November 2012, und im Bauturmtheater in Köln im Januar 2013 aufgeführt.

Gabrielle Alioth wurde für ihre Kurzgeschichte *Das Serail* der Geertje Potash-Suhr-Preis 2012 verliehen. Im Mai 2012 hat sie anlässlich der Internationalen Buchmesse in Teheran gelesen und im Oktober an der Frankfurter Buchmesse die Gastrede am offiziellen Schweizer Empfang gehalten. Zum Jahresende erschien unter dem Titel *Irland auf den zweiten Blick – eine Insel in dreißig Texten* eine Sammlung von Artikeln und Kurzgeschichten über und aus Irland.

Unser Ehrenmitglied **Inge Deutschkron**, die zusammen mit ihrer Mutter die Judenverfolgung und den Zweiten Weltkrieg in Berlin als sogenanntes U-Boot überlebt hatte, hielt am 30. Januar 2013 die Rede zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus im Bundestag,

Am 9. März 2012 feierte **Peter Finkelgruen** seinen 70. Geburtstag. Zu Ehren seines in Theresienstadt ermordeten Großvaters, **Martin Finkelgrün**, wurde in Köln ein Baum gepflanzt. Reden hielten unter anderem der ehemalige Innenminister, **Gerhart Baum** (FDP), die Bezirksbürgermeisterin **Helga Blömer-Frerker** und unser Mitglied **Doğan Akhanlı**.

Uwe Friesel trug zusammen mit **Bettina Mühe**, **Beate Wendt** und **Nikolaus Nowak** am 29. Februar die *Neunrunenfuge* von **Otto Nebel** in der Stadtbibliothek Salzwedel vor.

Ines Geipel veröffentlichte *Der Amok-Komplex: oder die Schule des Tötens* (Stuttgart: Klett-Cotta, 2012).

Stéphane Hessel trat am 13. März im Berliner Maxim Gorki-Theater auf. Der *Abend für Stéphane Hessel* stand unter der Überschrift *Gedicht und Gedächtnis* und war zugleich der von **Manfred Flügge** verfaßten Biographie *Stéphane Hessel - ein glücklicher Rebell* (Berlin: Aufbau-Verlag, 2012) gewidmet.

Dies ist die erste Biographie des Weltbürgers, Widerständlers, Diplomaten, Lyrikliebhavers und Aufrufers zur Empörung (*Indignez-vous!*). Außerdem erhielt Hessel den 2012 erstmals ausgelobten internationalen Kulturpreis *Prix Mychkine*.

Barbara Honigmann wurde am 26. Februar mit dem Elisabeth-Langgässer-Literaturpreis der Stadt Alzey geehrt.

Ein Theaterstück nach **Abbas Khiders** Debütroman *Der falsche Inder* feierte am 21. Juni in München Premiere. Regie führte **Nicole Oder**.

Beate Klarsfeld stellte sich auf Vorschlag der Partei Die Linke zur diesjährigen Bundespräsidentenwahl.

Unsere Writers-in-Prison-Beauftragte **Freya Klier** und unser Präsident **Günter Kunert** wurden am 4. Oktober 2012 im Schloß Bellevue durch Bundespräsident **Joachim Gauck** mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Christine Koschel wurde im September 2012 mit dem internationalen Poesiepreis *Sulle orme di Ada Negri* (*Auf den Spuren von Ada Negri*) in der Kategorie *Unveröffentlichte Gedichte* ausgezeichnet.

Reiner Kunze wurde vom Ministerpräsidenten des Freistaates Sachsen, **Stanislaw Tillich**, am 2. März mit dem Sächsischen Verdienstorden ausgezeichnet.

Rupprecht Mayer las im Rahmen einer Präsentation der Literaturzeitschrift *ausser.dem* am 3. November 2012 im Münchner Lyrik-Kabinett aus seinen Texten.

Hans-Christian Oeser übersetzte zwei Romanklassikern neu: **Virginia Woolfs** *Mrs. Dalloway*, und **F. Scott Fitzgeralds** *Der große Gatsby* (beide Stuttgart: Reclam, 2012). Außerdem erschien seine Übersetzung von **Maeve Brennans** *New York. New York. Kolumnen* im Steidl-Verlag. Am 8. Dezember 2011 hielt er an der Ludwig-Maximilian-Universität München einen Vortrag über das literarische Übersetzen, moderierte am 8. Februar 2012 in der Literaturwerkstatt Berlin eine Lesung mit **Ciaran Carson** und **Claire Keegan** und am 23. Februar 2012 folgte ein Auftritt vor Buchhändlerschülern und -schülerinnen am Oberstufenzentrum Handell1 in Berlin.

Als Writer in Residence half **Utz Rachowski** im Frühjahr Studenten am Gettysburg College auf die literarischen Sprünge und hielt mit ihnen zusammen am 20. März 2012 eine Lesung zu Ehren des in China inhaftierten Friedensnobelpreisträgers **Liu Xiaobo**.

Von **Heinz Schneeweiss** ist 2012 *Reblaus und Traubenhüter und Vom doppelten Wert aller Dinge* im Hecht Verlag erschienen, ein zwei Novellen umfassender Band.

Mit *Zwischen den Gleisen* erschien im März 2012 im Edel-Verlag **Serdar Somuncus** fünftes Buch und zugleich erster Roman über die ungeklärten Umstände um den Tod des RAF Terroristen **Wolfgang Grams** 1993 in Bad Kleinen.

Benjamin Steins neuester Roman *Replay* ist am 19. Januar 2012 erschienen. Es geht darin um »Körper und Kontrolle, Erotik, Macht und Geheimnis und die Tyrannei totaler Transparenz«. Außerdem erschien

die US-Ausgabe seines Romans *Die Leinwand* bei Open Letter Books, einem Verlag der Universität von Rochester, NY.

2011 erschien **Gertje Suhrs** Roman *Von einer, die auszog, das Lieben zu lernen* bei Grupello in Düsseldorf. Am 26. Januar 2012 hielt sie vor den International Women's Associates einen Vortrag im Goethe-Institut Chicago über **Peter Rühmkorf**. Ende 2012 erschien der Essay-Band *Peter Rühmkorf, Robert Gernhardt und ich – Begegnungen mit berühmten Zeitgenossen* ebenfalls bei Grupello. Am 7. Juli 2012 gab sie eine Lesung an der Uni Oldenburg, am 10. Oktober 2012 im Hamburger Heine-Haus.

Paul Tischler beendete vier Bücher, für die er Verlage sucht:

- Johann Schuster: *Der Bischof von Metzenseifen*. Novelle. Herausgegeben, bearbeitet, mit Ergänzungstexten, Glossar, Nachwort und Typografie von Paul Tischler.
- Peter Gallus: *Wir ›Mantaken‹ / Bien ›Manta-en‹*. Gedichte in Metzenseifener Mundart. Herausgegeben, ins Hochdeutsche übertragen und mit einem Nachwort von Paul Tischler.
- *Der Kündler des Hauerlandes. Zu Leben, Werk und Wirkung von Ludwig Wohland (1917–1994)*. Eine Monographie, in der einer der bedeutendsten Hauerländer Literaten der Nachkriegszeit – Autor u. a. des Buches *Mein Hauerland* – behandelt wird. Auf diesen Titel stützte sich Paul Tischler einst bei der Gründung der literarischen Zeitschrift *Unser Hauerland*.
- *Will niederlegen den Wanderstab. Die Letzten Fünf*. Deutschsprachige jüdische Schriftsteller aus der Slowakei: Alice Schwarzgardos, Tuvia Rübner, Eva Kovac, Erika Blumgrund und Anna Krommer.

Als Herausgeber und Redakteur vermittelte Paul Tischler der Kultur- und Literaturzeitschrift *Spiegelungen* (hrsg. v.: Uni München) den Erinnerungstext der letzten Käsmarker zipserdeutschen Lyrikerin und Erzählerin Enid Gajek (Frau des Germanisten Prof. Dr. Bernhard Gajek,

Regensburg, Spezialist für den bayerischen Autor Ludwig Thoma) *Unser Haus an der Goldenen Strasse* (Jg. 7 [61], 2012, Juni, Heft 2, S. 123–135), mit einer Kurzbiographie von Enid Gajek verfasst von Paul Tischler. Unter diesem Titel bereitet Paul Tischler eine zipserdeutsche literarische Anthologie vor.

Zwei Vorträge über den deutschsprachigen Buchdrucker und Verleger Johann Thomas von Trattner (geboren 1717 in Jormannsdorf/Burgenland – gestorben 1798 in Wien), der als Ungarndeutscher geboren (der Ort liegt heute in Westungarn) und nachmalig Wiener Verleger wurde.

Im Rahmen eines Germanistik-Seminars an der Ludwig-Maximilians-Universität referierte Paul Tischler am 11. Juli 2012 vor den Studenten der Germanistik und Buchwissenschaft zu: *Trattners Verlagsproduktion: fremdsprachige Literatur. Eine kommentierte Bibliographie der Verlagsveröffentlichungen nach Sprachen und Landschaften geordnet. Trattners europäisches Filialnetz. Von Frankfurt am Main bis Hermannstadt – von Warschau bis Triest/Agram/Pantschowa*. Trattner gilt als der erfolgreichste deutschsprachige typographische Unternehmer aller Zeiten. In über 50 Städten in 11 Ländern des heutigen Mittel-, West- und Südosteuropas (einmal als die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn bekannt) hatte er über 50 Filialen. Er gilt auch als der größte deutschsprachige Nachdrucker, den es je gab; eine Tätigkeit, die nur wenige (auch Germanisten) richtig einzuschätzen wissen.

Der jüdisch-slowakische Verleger und erfolgreiche Dichter und Nachdichter (u. a. Tuvia Rübners) Dr. Milan Richter (Pressburg) beabsichtigt, Paul Tischlers Roman *Grasgott. Die Geschichte einer Liebenden aus der Slowakei* in slowakischer Übersetzung des slowakischen Germanisten und Dichters Prof. Dr. Ladislav Šimon im Verlag MilaniuM in Pressburg herauszubringen.

Über seine Mitarbeit am Deutschen Literatur-Lexikon informiert Paul Tischler in einem Artikel in dieser PENinfo.

Neues Ehrenmitglied: Gustav Regler (1898-1963)

Der aus Merzig stammende Journalist, der 1928 sein vielbeachtetes Debüt als Romanschriftsteller gab, trat 1929 als erklärter Gegner der Nationalsozialisten der KPD bei. 1933 floh er nach Paris und schloß sich 1936 als Freiwilliger den Internationalen Brigaden in Spanien an, wo er im Kampf gegen Franco schwer verwundet wurde. Der Kampf gegen den Faschismus und sein Engagement in der KPD waren die entscheidenden Motive von Reglers schriftstellerischer Tätigkeit in den dreißiger Jahren. 1939 kam es aufgrund des Hitler-Stalin-Paktes zum Bruch mit der KPD, Regler emigrierte 1940 nach Mexico. Sein Austritt aus der KPD 1942 führte zur Isolation Reglers in der deutschen Emigrantenzene, zu der u.a. Egon Erwin Kisch und Lenka Reinerová zählten. Reglers erster Deutschland-Besuch nach dem Krieg erfolgte 1949, ab 1952 hielt er sich wieder häufiger in Europa auf, wo seine Publikationen in den folgenden Jahren wieder zunehmende Beachtung fanden. Gustav Regler starb 1963 auf einer Indien-Reise.

Publikationen (Auswahl):

Im Kreuzfeuer. Ein Saar-Roman (1934)

Das große Beispiel. Roman einer internationalen Brigade, 1940 *Das Ohr des Malchus. Eine Lebensgeschichte* (1958)

Neue Mitglieder

Gisela Holfter, geboren 1967, lebt nach Studien- und Arbeitsaufenthalten in England, Israel, Nordirland, den USA und Neuseeland seit 1996 in Limerick, Irland, wo sie das Zentrum für deutsch-irische Studien an der University of Limerick mitbegründete und -leitet. Eines ihrer Hauptforschungsthemen ist das Exil in Irland.

Publikationen (Auswahl):

Heinrich Böll and Ireland, Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing 2011

Hrsg: *Heinrich Bölls Irisches Tagebuch in Context*, Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2010

Martin Dreyfus, geboren 1951 in Basel. Ausbildung zum Sortimentsspäter Verlagsbuchhändler, einige Berufsjahre in beiden Bereichen, parallele Tätigkeit als Lehrbeauftragter und Kursleiter. Lebt als Sammler und »Bibliothekar« seiner zunehmenden Bestände bei Zürich und arbeitet als freiberuflicher Lektor und literarischer Spaziergänger in Zürich, dem Engadin, dem Tessin (Monte Verità), Davos, Prag, Triest, Meran und weiteren »Destinationen«. Diverse Beiträge und Publikationen vor allem zu Else Lasker-Schüler, Schalom Ben-Chorin und dem Kreis um Stefan George sowie zur Verlagsgeschichte im Exil.

Oskar Pfenninger, geboren 1930 in Winterthur, arbeitete als Regieassistent, war Mitglied der Neutralen Überwachungskommission für den Waffenstillstand in Korea, freier Mitarbeiter des Schweizer Radios, Deutschlehrer und Schriftsteller, langjährige Aufenthalte in Japan, Rückkehr in die Schweiz 1971, lebt und arbeitet in Zürich.

Publikationen (Auswahl):

Überfahrt, Roman, Pendo Verlag, Zürich 1995

das rettende gift der verwandlung, Waldgut, Frauenfeld 2012

Nachruf auf Jakob Arjouni (1964-2013)

Nadine Enghart

Als Jakob Arjounis *PENinfo* im vorigen Frühsommer zurückgeschickt wurde, zusammen mit dem Brief eines Immobilienverwalters, der mir versicherte, den Namen Arjouni noch an keinem Briefkasten oder Klingelschild des betreffenden Hauses gesehen zu haben, hätte ich nachhaken sollen. Wenige Monate später erschien ein neuer Kayankaya-Krimi. Statt nachzuhaken, freute ich mich: Arjouni war irgendwo da draußen, es ging ihm gut . . . Es mußte ihm gut gehen – schließlich veröffentlichte er neue Bücher, Krimis obendrein. Im Januar dann die Nachricht, Jakob Arjouni sei im Alter von gerade mal 48 Jahren gestorben. Als bitter nötigen Trost hat er uns seine Bücher hinterlassen, die cool und witzig waren, nachdenklich und hart und dennoch von einer Menschlichkeit geprägt, für die andere Autoren glatt 300 Seiten mehr brauchen. Danke dafür.

Nachruf auf Sigmar Schollak (1930 - 2012)

Günter Kunert

Obwohl wir wissen, dass wir sterblich sind, können wir uns mit diesem Umstand, mit dieser Ungerechtigkeit nicht abfinden. Das Ungerechte bemerken wir im besonderen Maße, wenn ein guter Freund dahin geht, »von wo keines Wanderers Fuß je zurückgekehrt«. Unser Freund Sigmar Schollak ist diesen unumkehrbaren Weg gegangen. Wir haben uns lange gekannt, seit 1946, man kann sagen, ein Menschenleben lang. Wir beide waren die Übriggebliebenen großer Familien, die dem »Meister aus Deutschland« erlagen. Nach dem Kriegsende, da wir beide als von Bildung ausgeschlossene dastanden, eine Art »Luftmenschen«, gab es keine beruflichen Möglichkeiten. Ich ging in eine Kunstschule, Schollak studierte Musik. Wir waren beide Ostberliner und blieben es lange Zeit. Er trat als Klarinettist und Saxophonist in Unterhaltungsorchestern auf und begann, nachdem ihn derlei Tätigkeit

nicht recht befriedigte, zu schreiben. Bei seinen Themen drehte es sich, wie konnte es anders sein, immer ums Verfolgtwerden, ganz gleich, wo die Geschichten auch spielten. Irgendwann, ich weiß nicht in welchem Jahr, begann er mit Aphorismen. Damit hatte er die ihm gemäße Ausdrucksweise gefunden, witzig und aggressiv, komisch und bedenklich in einem. Der Aphorismus ist wohl eine vergangene Form der Weltspiegelung, Erfolg läßt sich auf diese Weise nicht erreichen. Denn Ironie und Sarkasmus sind in Deutschland seltene Gewächse und die Einwohner andere Kost gewohnt. Einiges von diesen Einfällen und Ausfällen ist erschienen, im Trubel der Bestsellerlisten völlig übersehen und ignoriert. Auch das hat seine letzten Lebensjahre verdunkelt. Zu den körperlichen Leiden traten andere hinzu: Depression, Albträume, Schlaflosigkeit, Melancholie und die zunehmende Erinnerung an seine Toten. Wir sind traurig, weil wir einen Menschen verloren haben, der im ehrenhaftesten Sinne dieses zwielfichtigen Wortes einer gewesen ist.

Kaisborstel im Mai 2012

Writers in Prison: Danksagung

Wir danken all unseren Mitgliedern, die sich im vergangenen Jahr an Aktionen des Rapid-Action-Netzwerkes beteiligt und sich für unsere verfolgten Kolleginnen und Kollegen in folgenden Ländern eingesetzt haben:

Hans Poppel (Äthiopien), **Livia K. Wittmann** (Sri Lanka), **Dagmar Galin** (Kamerun), **Deborah Vietor-Engländer** (Iran), **Doris Liebermann** (Belarus), **Daniel Cil Brecher** (Usbekistan), **Renate Ahrens** (Kamerun), **Jutta Birmele** (Russland, Türkei), **Friedrich Voit** (Syrien), **Karsten Dümmel** (Mexico), **Fred Viebahn** (Syrien), **Esther Dischereit** (China), **Fred Kurer** (Azerbaidjan), **Udo Scheer** (Russland)

Weihnachtsgrüße an Schriftstellerkollegen in chinesischen, russischen und türkischen Gefängnissen wurden von **Christine Wolter**, **Esther Dischereit** und **Hans Poppel** verschickt. Danke auch dafür!

100 Stühle für Liu Xiaobo

Der chinesische Schriftsteller und Menschenrechtler Liu Xiaobo ist, unter anderem wegen der Unterstützung der »Charta '08«, nunmehr seit 2008 inhaftiert, 2009 wurde er zu elf Jahren Gefängnis verurteilt. Ende 2010 wurde bekanntgegeben, dass Liu Xiaobo der Friedensnobelpreis verliehen werden sollte. Der chinesische Staat bestellte den norwegischen Botschafter ein, verhängte Hausarrest über Liu Xiaobos Frau, Liu Xia, und startete eine Pressekampagne gegen den Dissidenten und seine westlichen Unterstützer. Zur Preisverleihung am 10. Dezember 2010 in Oslo mußte ein leerer Stuhl aufgestellt werden, weil niemand aus Liu Xiaobos Umfeld eine Ausreisegenehmigung erhalten hatte.

Um das Augenmerk auf Liu Xiaobo und viele weitere Dissidenten, die in China Repressalien ausgesetzt, verschwunden, in Haft oder verurteilt sind, weiter zu verstärken, hatte der Internationale PEN eine weltweite Lesung seiner Gedichte für den 20. März 2012 angekündigt.

Unser Mitglied Esther Dischereit und die Künstlerin Beate Maria Wörz setzten an diesem Tag eine ganz besondere Idee um. Beate Maria Wörz: »Bei der Verleihung des Friedensnobelpreises 2010 in Oslo hatten die Veranstalter einen leeren Stuhl für Liu Xiaobo aufgestellt, da weder er noch Angehörige von ihm zur Preisverleihung aus China hatten ausreisen dürfen. Zum Jahrestag der Preisverleihung fand nun am 10. Dezember 2011 eine Demonstration mit leeren Stühlen vor der chinesischen Botschaft in Berlin statt, um erneut seine Freilassung zu fordern. Als meinen Beitrag dazu zeichnete ich einen leeren Stuhl mit Kreide auf den Boden. Ich beschloss, insgesamt 100 Stühle für Liu Xiaobo zu zeichnen. Vom 10.–23. Dezember 2011 sind so 100 Stühle an verschiedenen Orten in Berlin aufgetaucht und wieder verschwunden. Im Ja-

nuar 2012 entschied ich mich, weiterzuzeichnen, an Orten, an denen ich mich aufhalte, durch die ich reise. Ich möchte den gezeichneten leeren Stuhl gerne als ein ›Denkzeichen‹ etablieren und lade dazu ein, dass dieses Denkzeichen auch von anderen übernommen wird, sie es dort hinterlassen, wo sie sich aufhalten und bewegen.«

Mitteilung des Schatzmeisters

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen, liebe Freunde,

Auch 2013 können Sie Ihren Mitgliedsbeitrag (€65 oder \$85) auf drei verschiedenen Wegen bezahlen.

- Per Euro-Überweisungen an »PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland«, Kölner Bank eG (BLZ 3716008700) Konto-Nr. 510 216 4018, BIC: GENODED1CGN, IBAN : DE77 3716 0087 5102 1640 18
- Als Scheck in US-Dollar (als personal check einer US- Bank) ausgestellt auf »Fred Viebahn, PEN«, an Fred Viebahn, 1757 Lambs Rd. Charlottesville, VA 22901 USA
- Per Einzugsermächtigung zugunsten des Fördervereins zur Förderung des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland, Köln. Alle, die eine Einzugsermächtigung für das Jahr 2012 abgegeben haben, brauchen keine neue einzureichen.

Für diejenigen, die 2012 noch nicht an diesem Verfahren teilgenommen haben: Sie können das entsprechende Formular bei Nadine Enghart (nadine.englhart@exilpen.de) anfordern, füllen Sie es dann bitte aus und schicken es als Scan an Peter Finkelgruen (finkelgruen@gmx.net) oder per Post an den Förderverein des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland, Sülzgürtel 42, 50937 Köln. Die Einzugsermächtigung kann jederzeit widerrufen werden. Der fällige Betrag von €65 wird einmal im Jahr zu Anfang des Jahres abgebucht.

Mit Dank im Voraus und herzlichen Grüßen,
Daniel Cil Brecher
Schatzmeister

Magazin

Das Deutsche Literatur-Lexikon

Paul Tischler

Anfang 2012 wurde ausgeliefert das *Deutsche Literatur-Lexikon. Biographisch-bibliographisches Handbuch. Begründet von Wilhelm Kosch. Dritte, völlig neu bearbeitete Auflage. Dreißigster Band: Weiss – Werdum.* Wissenschaftlicher Beirat: Wolfgang Achnitz, Lutz Hagestedt, Mario Müller, Claus-Michael Ort, Reimund B. Sdzuj. Verlag Walter de Gruyter, Berlin-München, (Dezember) 2011. Redaktionelle Leitung: Bruno Jahn, München.

Das einst in Bern und Zürich herausgegebene, auf ca. 40 Bände – das größte deutsche Literaturlexikon aller Zeiten! – geplante Literaturlexikon bringt von mir gemeinsam mit Dr. Maria Tischler verfasste Lemmata über folgende slowakeideutsche Autoren: Franz Weiß, Gustav Adolf Weiß, Johann Weiß, Johann Friedrich Weiß und Johann Weiß-Dercsényi.

Für das sich im Druck befindliche *Deutsche Literatur-Lexikon*, Band 31, 2012 (Auslieferung Anfang 2013) verfasste ich zusammen mit meiner Mitarbeiterin im Rahmen der ›Forschungsstelle Deutschsprachige Literatur und Presse des Auslands‹ / ›Forschungsstelle deutsche Literatur und Presse der Slowakei‹ (beide München) 16 Lexikonartikel über: Jonathan Wietoris, Georg Wigand, Karl Friedrich Wigand (d. Ä.), Karl Friedrich Wigand (d. J.), Otto Wigand, Heinrich David Wigand, Johann Windisch, Johann Windisch d. J., Johann Gottlieb Windisch, den umfangreichen Beitrag über Karl Gottlieb Windisch, den Pressburger Literaten und Haupt-Aufklärer Ungarns, Heinrich Winkler, Eduard Winter, Karl (Carl) Winter, Karl Winter, Jacob Joseph Winterl und Josef Winterlich.

Wertvoll sind vor allem die ersten Beiträge über die Gebrüder Wigand aus Deutschland, die auch in der Slowakei als Buchhändler und Verleger die deutschsprachige Presse und Literatur förderten sowie das ungarische und slowakische Schrifttum unterstützten. Einige von ihnen – die Kaschauer – sahen sich später gezwungen, nach Leipzig zurück zu kehren, die anderen sind für immer in Pressburg verblieben. Einer von ihnen heiratete die Schwester des größten deutschen Verlegers aus Südosteuropa, Gustav Heckenast (Verleger von Adalbert Stifter und Peter Rosegger), die mit ihrem Mann und dem in Kaschau geborenen Sohn später nach Leipzig ging, wo sie weiterhin erfolgreich neue Verlage gründeten.

Für die noch drei bis vier letzten Bände des *Deutschen Literatur-Lexikons* (sowie einige Ergänzungsbände) werden von der ›Forschungsstelle Deutschsprachige Literatur und Presse des Auslands‹ / ›Forschungsstelle deutsche Literatur und Presse der Slowakei‹ (München) weitere Lemmata vorbereitet.

Schatten klopfen ans Fenster

Marko Martin

Ein Besuch bei Alexander Spiegelblatt, einem der letzten jiddisch schreibenden Bukowina-Autoren

»Auf unseren Herzen liegen Steine«, urteilte er als Diagnose, »und die Medizin kennt kein Mittel sie hinabzuwälzen. Das ist schlimmer, mein Freund, als Gallen- oder Nierensteine, die man austreiben kann. Selbst Vegetarier wie du können sie nicht loswerden. Es ist eine jüdische Krankheit, auch wenn die Steine nicht gerade jüdisch sind . . .«

Der Schriftsteller Alexander Spiegelblatt ist selbst Vegetarier – seit er als Jugendlicher einen Schächter bei der Arbeit zugesehen hat, kann er kein Fleisch mehr anrühren. Das war in der Bukowina geschehen, in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg, in einem Städtchen namens Kimpolung. Um die Vorspeise und die Suppe kümmert sich der inzwischen 85jährige deshalb selbst, an einem Mittag in Petach Tikva, eine halbe Autostunde von Tel Aviv entfernt. Gekochte Eier, gefüllt mit gewürztem Eipüree, dazu ein Anis-Schnaps, während seine gleichaltrige Frau den Braten aufschneidet.

»1964 sind wir mit den Kindern, ja sogar unseren Eltern nach Israel gekommen. Zuvor hatten wir gemeinsam schon die harte Wartezeit im stalinistischen Rumänien durchstanden. Und wiederum davor, nun . . . Als wir uns nach dem Krieg kennengelernt hatten, waren wir zwei junge Überlebende, blutjung sozusagen.« Es ist möglich, sich die beiden so vorzustellen – seine Frau mit dem sorgsam frisierten, schneeweißen Haar und dem aufmerksamen, gütigen Blick, vor allem aber ihn, der noch im hohen Alters und trotz der gebeugten Statur derart jugendlich wirkt mit seinem dünnen, an den Schläfen leicht gewellten Haar.

Nach dem Essen setzen wir uns ins Wohnzimmer, und Alexander Spiegelblatt nimmt, bevor er sich setzt, einen Tschchow-Band vom Couchsessel. »Sie lesen ihn im Original?« – »Gewiss. Nach dem Krieg und dem Studium war ich in Bukarest bis 1958 Lektor für russische Literatur. Nachdem wir die Ausreise nach Israel beantragt hatten, verlor ich

sofort die Anstellung; sechs Jahre mussten wir warten, ehe die Rumänen uns schließlich gehen ließen. Hier in Israel habe ich dann bald als Sekretär in der Zeitschrift *Di goldene kejt* zu arbeiten begonnen, von der man ohne falsche Bescheidenheit sagen kann, dass sie das wichtigste jiddische Kulturorgan nach der Shoah gewesen ist – finanziert vom damals sehr wohlhabenden und einflussreichen Gewerkschaftsverband Histadrut und dann aus Mangel an Lesern eingegangen im Jahre 1995.«

Entringt sich dem alten Mann ein Ach!, eine Klage über den Lauf der Zeit? Mit keiner Silbe. Die Augen hinter den Brillengläsern blicken weiter freundlich, der skrupulöse Chronist, so scheint es, hat keine Zeit für konventionelle Klagen und Rhetorik. Denn vor allem die Geschichten müssen bewahrt werden, Menschen und Verse. Seit jeher schreibt Alexander Spiegelblatt auf Jiddisch, einige seiner Essays und Gedichtbände wurden auf Hebräisch übersetzt, der erste Teil seiner Autobiographie und ein 2011 erschienener Erzählband erschienen auch auf Deutsch. Vor allem deshalb scheint das Vergangene so nah und lebendig; die sorgfältige Sprache hat weder Patina angesetzt noch ergeht sie sich in der Routine antiquierter Bilder. (Eine Gefahr, der andere der sogenannten »Bukowina-Dichter« wie Alfred Margul-Sperber, Immanuel Weißglas oder Alfred Kittner nicht immer gänzlich entgangen waren.) *Schatten klopfen ans Fenster*, der Titel des Erzählbandes, lässt die Binnen-Welt des heute in der Ukraine gelegenen Landstrichs noch einmal auferstehen, die im Jahre 1941 endgültig zerbrach, als die mit Nazideutschland verbündeten Rumänen die alteingesessenen Juden nach Transnistrien deportierten, in ein unwirtliches Gebiet zwischen den Flüssen Dnjestr und Bug. Über 200.000 Menschen fanden hier den Tod, erschlagen, erschossen, verhungert oder verdurstet, Krankheiten und Seuchen zum Opfer gefallen.

»Und doch hatten wir Glück«, sagt Alexander Spiegelblatt. »Das war Transnistrien, nicht Auschwitz, nicht Treblinka. Die Rumänen waren grausam, aber nicht so effizient wie die Deutschen. Jenseits des Bug mordeten die Einsatzgruppen planmäßig, während diesseits die altbekannte Willkür herrschte, reale Todesangst, gemischt mit der winzigen Hoffnung, durch ein Bakschisch, durch ein Bestechungsgeld unse-

re Verderber ruhig zu stellen, für ein paar Tage. Man dachte ohnehin nur noch in diesen Zeiträumen.«

Was im ersten Teil der Autobiographie – *Durch das Okular des Uhrmachers* – einen intensiven Darstellungsraum einnimmt, bleibt in den Erzählungen eher ausgespart. Das Davor und das Danach interessiert den Autor, der – ähnlich seinen Figuren – im Gespräch »die nachhängenden Fransen seines österreichischen Deutsch nicht loswerden kann«. Mit seiner aus Bukarest gebürtigen Frau aber spricht er Rumänisch, während ich mit ihr auf Spanisch radebreche – Frau Spiegelblatt stammt (wie Elias Canetti) aus einer Ladino-sprechenden Familie, deren Vorfahren aus Spanien vertrieben worden waren. »So sind die Gegebenheiten, junger Freund, und mit den Kindern und Enkeln unterhalten wir uns auf Hebräisch – unglaublich Privilegierte im Grunde genommen, die nicht nur überlebt haben sondern auch leben.« Kammerton und Zimmerlautstärke. Ein ruhiger, konzentrierter Ton, um schließlich dann von jenen zu erzählen, die zugrunde gingen. Von Franz in der Erzählung *Im Morgengrauen*, der mit zwei Freunden die tiefen Wälder und hohen Berge in der Umgebung des Bukowina-Städtchens erwandert, mit Stiefeln, Rucksack und Proviant, vertieft in allerlei Gespräche über Gott und die Welt. Was aber, wenn Gott abwesend scheint und die Welt ein zunehmend gefährlicher Ort wird?

»Mitte der dreißiger Jahre fühlten die drei Wanderer bereits eine Kälte, die langsam in ihre Umwelt einzog.« In einer Berghütte gibt es ab nun ein Radio, aus dem Hitlers Stimme bellt, während sich Professor Kolin, der freundliche und hochgebildete Nicht-Jude im Trio, immer mehr in den emphasefreien Kokon fernöstlicher Philosophie zurückzieht, um das Offensichtliche nicht sehen zu müssen. Später überlebt Franz als einer der wenigen und kehrt aus Transnistrien ins Städtchen zurück.

»Der Abgrund, der sich mit der Vertreibung aufgetan hatte, ließ sich nicht überbrücken. Von jener Heimat war nur die Schale geblieben, innerlich von Würmern zerfressen. Er suchte sie leidenschaftlich und war bereit, ihr den Verrat zu verzeihen, wenn er sich nur wieder anschmiegen könnte.« Vergeblich. Bei einer letzten Wanderung kommt er zu Tode, und es bleibt offen, ob dies nun Selbstmord oder ein Unfall war.

Wenn in Spiegelblatts so konzentrierten, ruhigen und gerade deshalb eindringlichen Erzählungen vom Krieg die Rede ist, dann zumeist vom Ersten Weltkrieg. Die Juden waren für ihren Kaiser Franz Joseph in den Krieg gezogen und wurden in russischer Kriegsgefangenschaft zumeist korrekt behandelt. In den Provinzstädtchen des zerfallenden Zarenreichs traf man auf andere Juden, bei einem heißen Samowar wurden Gedichte gelesen und auf Holzspänen-Dielen improvisierte Theaterstücke von Scholem Alejchem aufgeführt. Kultur und Gesittung in rauer Zeit, die für Momente, mitunter sogar für Jahre tatsächlich zur Rettung taugten – gegen die Zumutungen der großen Politik, gegen Revolution und Konterrevolution, gegen Nationalismus oder einfach nur als Antidot zum schäbigen Alltag.

»Elis Erzählungen über die Gefangenschaft in Tambow waren mit einem dünnen, seidenen und nostalgischen Faden zusammengeheftet, besonders in den späten Jahren nach der Shoah, nachdem er vom anderen Ufer des Dnjestr zurück gekommen war, wohin die Rumänen die Bukowiner Juden verschickt hatten, auf dass sie umkämen. Jene fernen Jahre der Gefangenschaft in Russland erschienen ihm nun wie ein Idyll.«

Das ist in Stil und Ton mehr als reine Wissensvermittlung, mehr als ein literarischer Appendix zu Geschichtswerken, in denen jene unruhigen Jahre nach 1917/18 bereits schon selbst zur Fußnote geschrumpft sind. Denn nie verliert sich Spiegelblatt in epischer Breitpinselei, sondern fügt den gängigen »Großen Erzählungen« lieber etwas beinahe Unscheinbares hinzu – »wie ein Pünktchen, wie ein kleines Chirik, ein ׳Vokalpünktchen unter einem hebräischen Buchstaben«.

Und obgleich die letzte Erzählung vom Alptraum eines Schriftstellers handelt, der plötzlich die »schwarzen Spieße« der Uhrzeiger auf dem Ziffernblatt sich rückwärts bewegen sieht, entkommt zumindest die Sprache dem Horror. »Den Wörtern wohnt ein Zauber inne, aber man darf ihn nicht für kitschigen Budenzauber missbrauchen, für gängige Genrebildchen mit Chanukka-Leuchtern und Klezmer-Musik«, sagt Alexander Spiegelblatt und lächelt milde. »Doch auch das Enigmatische, nur von Spezialisten zu Entziffernde, scheint mir problematisch zu sein. Deshalb schätze ich von Paul Celan vor allem das Frühwerk,

Gedichte mit solch packenden, einschneidenden Zeilen wie ›Der Tod ist ein Meister aus Deutschland‹ . . . Als ich ihn dann Ende der sechziger Jahre bei einem Vortragsabend hier in Israel persönlich hörte, hat mich sein suggestiver Deklamationsstil zwar beeindruckt, doch gleichzeitig fühlte ich unendliche Traurigkeit. Ich wurde das Gefühl nicht los, ein in sich selbst Einkapselter ringe verzweifelt um Luft, und Celans Tod kurz darauf sollte meine düstere Ahnung bestätigen.«

Der alte Mann sagt es mit jenem Verwundertsein, in dem auch seine Autobiographie geschrieben ist – um das Schlimmste wissend und dennoch nicht in das karg Kristalline einer Rätselsprache verfallend. Denn das, was er ›die große Verwandlung‹ nennt, war nicht allein der Schock eines Vierzehnjährigen, in jenem Juni 1941 mit der Familie aus dem Haus getrieben zu werden, zusammen mit den anderen Juden des Städtchen Kimpolung in die Ferne und über den Dnjestr gejagt, die verbliebene Habe gegen Lebensmittel eintauschend und dennoch stets dem Hungertod nah. Vor allem nämlich ist es das fortdauernde Erschrecken darüber, wie sich selbst familiäre Bande aufzulösen beginnen. In einer ehemals zaristischen Kaserne in Podolsk (wo kurz darauf ein Lager-Ghetto entstehen würde, in dem unter anderem auch der junge Leipziger Edgar Hilsenrath eingepfercht war) lässt man die Großmutter zurück, die im schrecklichsten Wortsinn zu todmüde ist für die Tortur weiterer Fußmärsche in Schlamm und Regen. Im transnistrischen Kopajgorod wird der Junge dann Zeuge davon, wie die Tante stirbt – körperlich geschwächt, wund gelegen, auf den blutig geschürften Stellen bereits wimmelnde weiße Würmer. So etwas und dann das Überleben. Nicht nur der physischen Hülle, sondern auch der Fähigkeit, eine adäquate Sprache zu finden für das Geschehene – für raffigieriger ukrainische Bauern, die sich an den deportierten Juden schadlos halten für eigene Leiderfahrungen während der Sowjetzeit, für Kollaborateure, Profiteure oder auch stille Helden innerhalb der eigenen Gemeinschaft, schließlich für die abstrusen Wunder des Nicht-Zugrundegehens.

Der junge Spiegelblatt, wie er in dem winzigen Wohn-Zimmerchen zusammen mit seinem Vater aus Blech kleine Orthodoxen-Kreuzchen für Halsketten hämmert, für die man bei den gläubigen Ukrainern als Ge-

genwert ein paar Kartoffeln und Erbsen erhält. Dieser Junge, der sich während einer Razzia mit David, dem Nachbarsfreund, auf einem Heuboden versteckt, gerettet von einem Ukrainer, der heimlich mit der Roten Armee in Verbindung stand. Der gleichen Roten Armee, die nach der Befreiung den gleichaltrigen David für die Front zwangsrekrutiert und in den sicheren Tod schickt.

»Nach all den Schrecken, mit denen wir unter rumänisch-deutscher Herrschaft zu kämpfen hatten, fürchteten wir uns jetzt, unter russischer Herrschaft, davor, aus dem Haus zu gehen, weil man Menschen auf der Straße fing und sie sogleich nach Donbas zur Zwangsarbeit in die Kohlegruben verschickte.«

Die Überlebenden der Familie Spiegelblatt kehren deshalb so bald wie möglich in die Bukowina zurück, finden jedoch keine vertraute Heimat mehr vor. Über die darauf folgenden Jahre unter dem rumänischen Stalinismus und danach über die Ausreise und das neue Leben in Israel hat Alexander Spiegelblatt zwei weitere Bücher auf Jiddisch geschrieben, die jedoch noch nicht auf Deutsch übersetzt sind. Das aber wünscht man sich, denn der Chronist ist ein Poet (und vice versa), der für die Schrecken des Vergangenen und doch nie Vergehenden Worte findet, die sich dem Kryptischen verweigern und noch in ihren schmerzhaftesten Suchbewegungen von beeindruckender Transparenz sind.

»Die Seele, oder wie man das sonst nennen will, besitzt offenbar ihre verborgene Technik, die Bilder in ihren tiefen, durchaus sensitiven magnetischen Feldern aufzunehmen, sie dort abzulegen und zu speichern, bis sie ein entwickelter, ausgereifter Impuls wieder hervorbringt und in ihrer ganzen erschütternden Detailliertheit ausbreitet . . . Während ich versuche zu ergründen, wie tief und schauerlich unsere plötzliche Verwandlung gewesen war, als wie nichtig sich das bisschen Menschlichkeit, mit Verlaub gesagt, erwiesen hat, auf das wir uns soviel eingebildet hatten.«

Solche Erinnerungen und solche Sätze. Und dann – Wunder der Existenz, Alltäglichkeit des Unfassbaren – sitzt man sich an diesem Nachmittag in Petach Tikva/Israel gegenüber, rückt ein freundlicher alter Herr mit kariertem Hemd und Strickjacke seine Brille zurecht und

fragt: »Möchten Sie noch etwas Kaffee?« Übersetzt es auf Rumänisch seiner Frau und Lebensgefährtin, die wiederum mit einem gütigen Lächeln präzisiert: »Con leche?«

Gleichzeitig tut Alexander Spiegelblatt meine Frage nach dem langsamen Verschwinden der jiddischen Literatursprache mit einer Handbewegung ab: »Man soll nicht zu viel fordern. Genug, dass wir überlebt haben und nicht verstummt sind. Der Rest, wenn man das so sagen darf, ist nämlich machbar – gute Übersetzungen zum Beispiel, ins Hebräische, ins Deutsche. Es wäre folglich ein Unrecht, junger Freund, müssten Sie hören, ich würde mich beklagen.«

Sagt's, lächelt, legt seiner Frau den Arm um die Schulter und schaut am Besucher vorbei auf das Zifferblatt der Uhr, die in einem ovalen Gehäuse im Bücherschrank gleich neben Thomas Manns Joseph-Romanen steht und ihre Zeiger wandern lässt, beinahe unmerklich.

Publikationen von Alexander Spiegelblatt:

Schatten klopfen ans Fenster. Vier Erzählungen. Aus dem Jiddischen von Kay Schweigmann-Greve. Wehrhahn Verlag, Hannover 2011

Durch das Okular eines Uhrmachers. Autobiographie (erster Teil). Otto Müller Verlag, Salzburg 2003

Mein politisches Testament

Ralph Giordano

Da mordet sich quasi spazierengehenderweise eine Nazi-Gang mit Hintermännern dreizehn Jahre lang quer durch Deutschland, ohne dass sie und ihr Netzwerk auffällig werden. Als die blutige Strecke und ihre Verzweigungen dann endlich entdeckt werden, fällt die Bundesrepublik aus allen Wolken ihrer gehüteten Blindheit.

Zwei spontane Fragen: Wo, um Himmels willen, waren die V-Leute, die erhalten müssen für die legale Fortexistenz der NPD? Und was, wenn die Ermordeten nicht sogenannte »kleine Leute« gewesen wären, dazu noch Menschen mit »Migrationshintergrund«, wie es heute so unschön heißt? Was, wenn die Opfer hochklassige Vertreter aus Politik, Wirtschaft oder Kirche gewesen wären? Eine Frage, die sich von selbst beantwortet.

Nichts hat so heftig an den mir von den Nazis injizierten Fluchtinstinkt appelliert, wie die stellenweise bis an den Rand der Konspiration operierende Defensive der Schutz- und Sicherheitsorgane gegenüber der akuten braunen Gefahr. Ich fürchte mich, eingestandenermaßen!

Aber nicht vor der braunen Pest, die sich da mitten unter uns mit sozialen Fäden geradezu wohnlich einrichten konnte, sondern vor der staatlichen und politischen Indifferenz ihr gegenüber. Davor fürchte ich mich.

Wie denn nicht, wenn sich fast siebzig Jahre nach meiner Befreiung durch die 8. Britische Armee am 4. Mai 1945 in Hamburg bestätigt: Hitler, und was der Name symbolisiert, ist wohl militärisch, nicht aber auch schon geistig, oder besser: ungeistig geschlagen worden? Wie denn nicht, wenn zwei Menschenalter nach dem Untergang des »Dritten Reiches« plötzlich der Todfeind von gestern in Gestalt einer neuen Generation auftaucht, die nicht als Fremdenfeinde und Antisemiten geboren, wohl aber im Laufe ihres Lebens dazu geworden sind?

Da droht ein Bollwerk angetastet zu werden, hinter dem ich all die Jahre und Jahrzehnte lebe, hier in Deutschland, erst dem geteilten, dann dem wiedervereinigten – die demokratische Republik, der demokrati-

sche Verfassungsstaat! Sie sind mein Elixier, die Luft zum Atmen, die angesichts meiner biografischen Vergleichsmöglichkeiten einzige Gesellschaftsform, in der ich mich sicher fühle, etwas Kostbares, auf das sich mein ganzes Sein stützt. Deshalb: ob Christ oder Muslim, Jude oder Atheist, links oder rechts, Groß oder Klein: Wer die Demokratie attackiert, sie angeht, beschädigt oder gar aufheben will, der kriegt es mit mir zu tun, der hat mich am Hals! Damit erneuere ich aus akutem Anlass den Kriegszustand, in dem ich mich über ein ganzes Leben hin mit dem Nationalsozialismus und seinen Anhängern befinde.

Es ist die Ehre der Nation, jeden Menschen, woher auch immer er kommt, vor rassistischer Gewalt zu schützen. So wie es eigentlich selbstverständlich sein sollte, den von der Mordserie betroffenen Familien (nach schmachlichster Behandlung behördlicherseits!) alle Aufmerksamkeit und jede Fürsorge zukommen zu lassen. Das Politikum »Nationalsozialistischer Untergrund«/Zwickauer Zelle aber geht weit über diese Kreise hinaus.

Ich spreche von Zeitgenossen, in denen alte Ängste hochkommen, wenn sie die Nachrichten einschalten und dabei auf eine wahre Flut von einschlägigen Meldungen über den deutschen Rechtsextremismus stoßen. Ein Wort zu diesen »Seismographen« der Gesellschaft. Das Deutschland von heute soll, es muss wissen, dass in ihm immer noch Menschen leben, die nicht vergessen können und nicht vergessen wollen. Es soll und muss wissen, dass immer noch Menschen da sind, die beim unfreiwilligen Einatmen der Auspuffschwaden des motorisierten Wohlstandsblechs an die Gaskammern von Auschwitz, die Gaswagen von Chelmno denken.

Deutschland soll, es muss wissen, dass in ihm immer noch Menschen weilen, die beim Anblick jeder Wunde, jeden Tropfen Bluts an die Mordgrube von Babi Yar am Rande von Kiew denken, an Tschechiens zerstörtes Lidice oder Frankreichs ausgelöschtes Oradour-sur-Glane. Dass es Menschen gibt, die zusammenzucken, wenn sie das ebenso begriffslos wie inflationär benutzte Wort »Einsatz« vernehmen. Nachdem es doch die mobilen Todesschwadronen der »Einsatzgruppen« gegeben hat, die hinter der deutschen Ostfront Hunderttausende von Juden umgebracht haben. Ich gebrauche diese Vokabel der »Lingua tertii impe-

rii«, der »Sprache des Dritten Reiches«, der Barbaren, nie mehr. Es sei denn bei einer notwendigen Demonstration wie dieser.

Von solchen Menschen spreche ich hier, weil ich einer von ihnen bin. Und weil ich mich tief alarmiert fühle. Aber auch, wenn ich mich unnötig fürchten sollte – es ist schlimm genug, dass unsere Zeit mir solche Gedanken und Zweifel aufzwingt. Überlebende des Holocaust werden oft gefragt: »Wie haben Sie es geschafft, hierzubleiben, nach allem? Wie bringen Sie das über sich?« Ich nehme die Gelegenheit wahr, darauf Antwort zu geben, meine Antwort: Dieses Deutschland hat mich gar nicht gefragt, was ich wollte oder nicht, ich bin angenagelt an dieses Land, es hat mir meine Unlösbarkeit eingerichtet. Wohin ich auch immer geflohen wäre – es hätte mich überall eingeholt.

So bin ich denn geblieben, nicht als jüdischer Racheengel oder als verlängerter Arm des strafenden Jehova, sondern als einer, der sich sein ganzes Leben herumgeschlagen und herumgeplagt hat mit der Last, Deutscher zu sein, deutscher Jude oder jüdischer Deutscher, und der diese Last nicht abwerfen kann und nicht abwerfen will, versöhnungsbereit gegenüber dem, der sich ehrlich müht, und das auch gegenüber jedem Nazi, der das tut, aber absolut unversöhnlich gegenüber jeder Art von Unbelehrbarkeit.

So lautet mein politisches Testament.

Erinnerung an Jiri Grusa

Hans-Dieter Zimmermann

Aus Anlass der Gedenkfeier am 14. März 2012 in der Residenz des tschechischen Botschafters in Berlin

Im letzten Jahr verlor die tschechische Literatur vier große Schriftsteller. Arnost Lustig starb im Alter von 84 Jahren im Februar, Jiri Grusa, dessen wir heute gedenken, mit nur 73 Jahren am Nationalfeiertag, dem 28. Oktober. Kaum zwei Monate später am 18. Dezember starb sein Freund, der Schriftsteller und Präsident der Republik Vaclav Havel mit 75 Jahren und schließlich Josef Skvorecky am 3. Januar dieses Jahres mit 88 Jahren.

Am Leben dieser Autoren lässt sich das Schicksal des tschechischen Volkes in den letzten 80 Jahren ablesen. Arnost Lustig, Überlebender der Konzentrationslager, nach dem Krieg zunächst mit Sympathien für den Kommunismus, von dem er sich dann distanzierte, emigrierte nach dem Einmarsch der Warschauer Pakt-Staaten, die dem »Prager Frühling« ein Ende bereiteten, 1969 nach USA.

Vaclav Havel, Sprecher der Charta 77, erlitt vier Jahre Haft in kommunistischen Gefängnissen wegen seiner Liebe zur Wahrheit, er ist wohl auch an den späten Folgen der Haft gestorben. Josef Skvorecky emigrierte 1969 nach Kanada, wo er in Toronto mit »68 Publisher« den wichtigsten Exil-Verlag der tschechischen Literatur begründete, der das Überleben des tschechischen Schrifttums über die Zeit der Unterdrückung hinweg garantierte.

Jiri Grusa schließlich, Unterzeichner der Charta 77, was immer zu Schikanen und Verfolgungen führte, wurde nach Berufsverbot und Haft 1979 in den Westen abgeschoben. Grusa gehörte, lese ich, zu einer anti-ideologischen Generation, die das totalitäre Regime nicht geschaffen hatte, aber darin leben musste. Darin unterschied sich seine Generation von der vorangegangenen, in der einige, etwa Eduard Goldstücker, zuerst dem Kommunismus in den Sattel halfen, nach den schlimmen fünfziger Jahren ihn aber wieder herunterholen wollten.

Jiri Grusa kam am 10. November 1938 in Pardubice zur Welt. Er bekam also noch als Kind den Schrecken von Krieg und Nazi-Zeit mit, dann die kommunistische Machtergreifung 1948, deren Folgen sich etwa darin zeigten, dass an seiner katholischen Schule 1950 in einer Nacht die Priester auf einen Lastwagen geladen und ins Arbeitslager deportiert wurden wie alle Mönche und Nonnen in der Tschechoslowakei. Diese systematische Verfolgung des katholischen Klerus, die Auflösung aller Klöster, die Zerstörung vieler Kunstwerke, das wird selten genannt. Es gehört zu den verstörenden Erfahrungen des Katholiken Grusa.

Aber auch »die sukzessive, aber konsequente Säuberung der Bibliotheken, Lehrpläne, Biographien«, wie er in seiner Dresdner Poetik-Vorlesung sagte. Man muss sich das vorstellen, dass wir all die Bücher, die unser Denken und Arbeiten bestimmen, nicht hätten kennen lernen dürfen.

1957 machte Grusa Abitur und danach studierte er an der philosophischen Fakultät der Karlsuniversität. In diese Zeit fallen die ersten Veröffentlichungen von Gedichten. Er gründete zusammen mit seinem Freund Jiri Pistora die Zeitschrift *Tvar*, Gesicht. »Es ging darum, das Gesicht zu zeigen. Unser Gesicht.« Es war die erste nichtkommunistische Zeitschrift im Lande. Das konnte nicht lange gut gehen: »Nach einem halben Jahr handelte ich mir eine gesamtstaatliche Polemik ein, eine Ermittlung wegen Spionageverdachts, eine Untersuchung des Schriftstellerverbands und eine Staatsanwaltsrüge im Knast. Im Herbst lag ich mit einem Magendurchbruch im Krankenhaus.« Der Dichter war geboren: unter den Umständen, die der Kommunismus festlegte für einen frei denkenden Kopf: Diffamierung und Unterdrückung. Natürlich beteiligte sich Grusa an den Diskussionen und Manifestationen, die zum Prager Frühling 1967 auf 68 führten. Nach der Okkupation im August 1968 folgten Berufsverbot und strafrechtliche Verfolgung.

Grusa gehörte zu den Begründern der *edice petlice*, der Edition hinter Schloss und Riegel, wie man übersetzen könnte, in Russland hieß das *samisdat*. Es war eine Edition, deren Werke mit Schreibmaschine und vielen Durchschlägen, die kaum noch lesbar waren, vervielfältigt wurden und von Ludvik Vaculik in seiner alten Aktentasche herumgetragen wurden zu den heimlichen Lesern. Vaculik und andere waren

viel unterwegs, um die Bücher auszutauschen und neue tippen zu lassen, kostbare geistige Nahrung.

Wir sehen daran, was wir heute manchmal vergessen, wie wichtig für die Menschen Bücher sind, überlebenswichtig. Ich denke an Peter Huchel, der in der DDR ebenfalls Berufsverbot hatte und Hausarrest. Wenn Freunde Bücher unterm Hemd hereinschmuggelten, war er glücklich über diese »Brosamen für die Eingeweide«, wie er das in einem Gedicht nannte.

In dieser *edice petlice* veröffentlichte Jiri Grusa seinen ersten Roman *Mimner* auszugsweise und 1978 publizierte er bei Josef Skvorecky in Toronto seinen vielleicht wichtigsten Roman *Dotaznik*, im Jahr darauf deutsch erschienen unter dem Titel *Der 16. Fragebogen*, aber hier wenig beachtet. Dieser Roman brachte ihm in Prag wiederum staatsanwaltliche Ermittlungen wegen seines Angriffs auf den Sozialismus, wie es hieß. Und das war er auch, jedenfalls auf diesen Sozialismus, den die moskauhörige Clique exekutierte.

In der Tat ist der Roman eine große Erzählung von den Verhängnissen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, nicht nur in Böhmen, wo er spielt, obwohl dieses geschichtsträchtige Land wieder das Herz Europas darstellt, weil es exemplarisch alles durchleiden musste, was dieses Europa im 20. Jahrhundert erfand. Der Roman wird erzählt aus der mit den wachsenden Jahren wechselnden Sicht des Erzählers, zugegeben in grotesker Verzerrung, aber der Leser sieht die grausame Wirklichkeit dahinter, die das Lachen zu ersticken droht. So sind wir dankbar für die gelegentlichen Übertreibungen, die uns das Lachen ermöglichen, ohne dass es uns befreien könnte. Es ist ein großes Werk, wiederhole ich noch einmal.

Mein Freund Eckhard Thiele, Übersetzer aus dem Tschechischen, und ich wollten es in die Reihe der 33 Bände der Tschechischen Bibliothek aufnehmen. Nur einer der fünf Herausgeber war dagegen, also nicht Thiele und ich, nicht Peter Demetz, nicht Peter Kosta, sondern Jiri Grusa war dagegen. Er wollte nicht, dass in einer Reihe, die er mit herausgab, ein Werk von ihm erscheint. Wir gaben nach, beschämt und berührt von seiner Noblesse. Darin zeigte sich etwas von seinem noblen, freundlichen, menschenfreundlichen Charakter; all sein Widerstehen

gegen den Kommunismus, auch sein eindringliches Beharren auf dessen menschenfeindlicher Brutalität gegen alle Vergesslichkeit, kam ja aus eben dieser Menschenfreundlichkeit.

Nach der Publikation des Romans *Dotaznik* wurde er verhaftet und verhört, auf internationalen Druck hin freigelassen und 1981 in den Westen abgeschoben. Hier beginnt die zweite Phase seines Lebens, die zunächst nicht einfach war. Ein Dichter verliert seine Sprache, zumindest seine sprachliche Umgebung, den Grund, auf dem seine Poesie wächst, ein Thema, das Grusa schon früh, als hätte er es geahnt, in seinen Werken thematisierte. Es ist nicht nur sein Problem, sondern das auch der anderen tschechischen Schriftsteller, die emigrieren mussten.

Ludger Udolph nennt in seinem klugen Nachwort zur Dresdner Poetik-Vorlesung von Jiri Grusa einige Namen: Egon Hostovsky, Milada Souckova, Jan Cep, Josef Jedlicka, Ferdinand Peroutka. In der Dresdner Poetik-Vorlesung von 1999 ist Jiri Grusa auf dieses Problem eingegangen. »Der Schriftsteller im Exil verliert nicht nur die Sprache, sondern auch die erzielte Übereinstimmung innerhalb seiner Gemeinde. Es gibt also eine Vor- und eine Nachsprache. Die letztere zu haben ist wichtiger. Denn diese Übereinstimmung geht Sachverhalte an, nämlich die von dem Autor benannten und von den Lesern akzeptierten Realitäten. Es geht um unseren Stil.«

Schon in seiner letzten tschechischen Prosa habe er sich verheddert. Er schrieb sie nur für sich und versteckte sie mit einer Blechkiste in der Sandgrube bei dem kleinen Bauernhaus der Familie in Nordböhmen. Er schrieb nicht nur für sich, er sprach auch nur mit sich. Seine Sprache wurde fremd und tautologisch. Der Wald beim kleinen Haus in Rovensko hieß Babylonwald, ich weiß nicht, ob es stimmt, jedenfalls schreibt er das. So gab dieser Wald das Thema vor für die zweite Hälfte seines Lebens: die babylonische Sprachverwirrung. Und *Babylonwald* heißt denn auch sein erster deutscher Gedichtband, denn aus dem tschechischen Poeten wurde ein deutscher, ein deutschsprachiger Lyriker.

Wir haben immer wieder unverdientes Glück: gerade aus dem tschechischen Sprachraum sind uns einige Poeten in den deutschen hineingewachsen: Libuse Monikova, Jan Faktor und eben Jiri Grusa sind zu

nennen. Doch der Übergang war nicht leicht, er war eine Art Tod und Auferstehung, kann man sagen. Die dritte Dresdner Vorlesung beginnt damit: ein Bluterguss im Gehirn, der Grusa blind machte, vier Jahre nach der Ausbürgerung kam er erblindet in die Bonner Universitätsklinik. Es mag ein Zeichen dafür sein, dass er, der alles so heiter aufzufassen schien, doch alles aufs tiefste erlitten und durchlitten hat. Ich habe in den Internet-Seiten die vielen Fotos von Jiri Grusa durchgesehen: auf allen, und es sind sicherlich mehr als 30, auf fast allen lacht er oder lächelt er. Und so habe ich ihn immer erlebt: als heiteren aufgeräumten Menschen, der nach all dem, was er durchlebt hatte, nicht verbittert war.

Ich erinnere mich an unsere erste Begegnung, zuvor hatten wir uns nur kurz gesehen bei Jan Kotik, dem tschechischen Maler, der hier in West-Berlin im Exil lebte. Es war eine Kafka-Konferenz im Literaturarchiv Marbach mit vielen Referenten. Grusa sprach über Milena Jesenska. Am Abend plauderte man beim Wein, Jiri Grusa sass allein an einem Tisch. Dissidenten waren in der alten Bundesrepublik nicht sehr beliebt: sie störten den Frieden, die friedliche Koexistenz zwischen Ost und West.

Hinter dieser Friedensliebe (so wie heute hinter der Toleranz) verbarg sich meist nichts anderes als Gleichgültigkeit und Kältherzigkeit; man wollte und will seine Ruhe haben. Ich setzte mich zu Grusa, und er erzählte mir – es muss 1990 gewesen sein –, dass er im nächsten Jahr Botschafter werden müsse in Bonn. Er wollte eigentlich nicht. Sein Freund Vaclav Havel hätte ihn überredet. »Aber dann komme ich nicht zum Schreiben«, habe er ihm gesagt. Darauf Vaclav Havel ungehalten: »Meinst Du, ich komme jetzt zum Schreiben.« Ich habe dann den anderen Teilnehmern der Konferenz reihum so nebenbei erzählt: »Herr Grusa ist ab Januar tschechoslowakischer Botschafter in Bonn.« Und im Nu wurde er umringt von einer Schar höchst aufmerksamer Kollegen. So ist das.

Sarah Kirsch hat dies in ihrem Nachwort zum Gedichtband *Babylonwald* festgehalten, auch sie eine aus dem Osten nach dem Westen entlassene Dissidentin: »Seine Erfahrung mit dem realen Sozialismus störten hier Illusionisten. Habe es mehrfach erlebt und angesehen. The Ti-

mes Are Changing seit sein Freund Havel ihn zum Botschafter machte.« Sarah Kirsch beschreibt dort auch treffend die Gedichte des Bändchens *Babylonwald*.

Die Zeit in der Bonner Klinik brachte für Grusa einen Lernprozess. Er lernte wieder sehen, allmählich, und er lernte, da er noch nicht scharf sehen konnte, sich Piktogramme dick und groß aufzumalen, mit denen er sich Worte und Sätze merkte, als ob er die Erfindung der menschlichen Sprache aus der Zeichensprache noch einmal wiederholen müsste.

Und so ist es ihm gelungen, nicht mehr wie bisher zu übersetzen – aus dem Tschechischen ins Deutsche, aus dem Deutschen ins Tschechische, sondern überzusetzen: er ist übergesetzt vom Ufer der tschechischen aufs Ufer der deutschen Sprache, ein Fährmann nun, als Dichter und als Diplomat, ein Übersetzer, der im Boot sich und uns hinübersetzt. Und auf beiden Ufern vom jeweils anderen Ufer etwas mitbringt.

Sarah Kirsch: »Babylonwald gibt verschiedenen Sinn. Rückt uns die Heimat Grusas vor Augen, den Wald da bei Rovensko, bedeutet aber auch Sprachenverwirrung. Die Errettung des Dichters am Ufer der anderen Sprache ist in den Gedichten nun eingeschlossen wie ein besonderes kaum zu bewahrendes Schimmern. Die vorübergehende Sprachlosigkeit aus vielen gleichzeitigen Gründen klingt mit. Die Grammatik der ersten Sprache lebt in der zweiten noch fort. Dies gibt eigenartigen schmerzlichen herzklopfenden Reiz.« Soweit Sarah Kirsch.

In der Tat. Diesen eigenartigen herzklopfenden Reiz, den wir deutschen Leser bei den Gedichten des deutschen Lyrikers Jiri Grusa spüren, ist ein Echo seiner tschechischen Muttersprache. Und das bereichert unsere Sprache.

Grusa: »Ein Gedicht – ein gutes – ist Benennung einer einmaligen Konfiguration. Das, was ich nun den Fragebogen nannte, behielt zumindest partiell diese Poetik – diese meine, wenn Sie so wollen, positivistische Haltung. Das Aussprechbare aussprechen, das Nicht-Aussprechbare eben nicht. Das hieß aber nicht nur schreiben, sondern auch Unterschreiben. Doch ich verleumdete nicht, ich missionierte nicht, verkaufte nicht, ich war bloß nicht namenlos.« Und er lässt auch die Toten nicht namenlos.

Drei teure Tote geben den Hintergrund der drei Dresdner Poetik-Vorlesungen: da ist die Jugendfreundin Janinka, die von einem Lastwagen überfahren wurde. Da ist der Freund Jiri Pistora, der nach der Okkupation durch die sowjetischen Panzer 1968 nicht mehr leben wollte: »Und auch der Pistora, Jiri wie ich, der, als die Russen kamen, nur litt, nicht weiterleben wollte, dann durchdrehte und Freiheit wählte – durch Gas.«

Sein Vater, ein Sozialdemokrat, war von den Nationalsozialisten erschossen worden. Die Erinnerung an diesen Jirka lässt ihn nicht los: *Jirka again* heißt eines seiner Gedichte. Und das letzte Gedicht, das, mit dem die Dresdner Vorlesungen enden, ist seinem Sohn Martin gewidmet, der im Mai 1989 auf nicht geklärte Weise ums Leben kam, 23 Jahre alt.

Als wir uns das letzte Mal sahen, war auch dieses Treffen vom Tod überschattet. Es war eine freundschaftliche Konstellation: eine Konferenz in Prag im Herbst 2010 über H. G. Adler, den bedeutendsten deutschsprachigen Prager Autor der Generation nach der Franz Kafkas, also der letzten. Er überlebte die Lager wie Arnost Lustig und schrieb darüber drei Romane, die von großer Kraft sind, Meisterwerke, aber im Gegensatz zu Arnost Lustig, der in Tschechien ein bekannter Autor ist, ist H. G. Adler in Deutschland kaum bekannt.

Es ist nicht zuletzt das Werk Jiri Grusas, dass Adler in Tschechien bekannter geworden ist als bisher in Deutschland. Denn er sorgte für Übersetzungen in seinem Brünner Verlag. Wir fuhren damals zusammen von Berlin im selben Zug nach Prag: Jiri Grusa, unser gemeinsamer Freund Jürgen Serke und Manfred Voigts. Wir saßen lange im Speisewagen, aßen und tranken und erzählten alte Geschichten, lustige Anekdoten, eine fröhliche Runde. Wir haben viel gelacht. Hinter Usti hielt der Zug dann drei Stunden lang, wir verstummten: ein Unfall, zwei Tote. Wir kamen im allerletzten Augenblick ins Prager Literaturhaus zum Beginn der Konferenz. Doch so ist er mir in Erinnerung geblieben: seine Heiterkeit, seine Offenheit, der Mangel an Egozentrik, sehr selten bei Künstlern, schließlich seine Kraft auf dem Podium, wo er über und für H. G. Adler sprach zusammen mit dessen Sohn und Jürgen Serke.

Ich bin einmal in seine Fußstapfen getreten. Ich wollte nicht. Sie waren zu groß für mich. Als Alt-Bundespräsident Richard von Weizsäcker und Alt-Bundeskanzler Helmut Schmidt die Reihe planten *Die Deutschen und ihre Nachbarn*, 12 Bände, in denen die deutschen Nachbarn von jeweils einem Autor vorgestellt werden, fragten sie zuerst Jiri Grusa, wen denn sonst: nach einigem Zögern lehnte er ab, er habe keine Zeit. Die Frage kam an mich. Nein, das kann ich nicht, sagte ich, ließ mich dann aber doch überreden. Ein Nein wäre mir unhöflich erschienen. Ich hätte es vielleicht doch machen sollen, sagte mir später einmal Jiri Grusa. Ich erwiderte: »Ihr Buch *Gebrauchsanweisung für Tschechien* ist viel besser als Einführung in Land und Leute als meine historische Darstellung. Wenn mich jemand fragt, was soll ich als Einführung lesen, antworte ich immer: den Grusa.« Und damit lassen Sie mich meine wenigen Worte zu diesem verehrten Manne enden, der uns so sehr fehlt: Den Grusa sollten wir lesen.

Wir werden ihn nicht vergessen, den tschechischen Poeten und den deutschen Lyriker, den unerschütterlichen Liebhaber tschechischer und deutscher Literatur, den freundlichen, den heiteren Menschen. In seinem Gedicht *Padani* (langsam Fallen) heißt es: »nebudu, tedy jsem.« Er übersetzt es in der Poetik-Vorlesung ins Lateinische, bevor er es ins Deutsche übersetzt, also in diese uns früher gemeinsame Sprache Latein: »non ero, ergo sum.« Das ähnelt dem »Cogito ergo sum«, »Ich denke, also bin ich« des Descartes.

Seine rätselhafte Formel soll nicht an das Denken gemahnen, sondern an die Vergänglichkeit, die uns alle gleich macht. Die deutsche Übersetzung: »Ich werde nicht sein und so bin ich« findet er nicht ganz zutreffend. Er schlägt vor: »Das Nicht-Sein-Werden ist mein Sein«. Also dass ich eines Tages nicht sein werde, das macht mein Sein aus? Vielleicht ist aber hier und jetzt die rätselhafte Formel für ihn und für uns die richtige: Ich werde nicht sein und ich bin.

Nebudu tedy jsem.

»Aus der Dunkelheit erhob sich vor uns das Land Israel«

Peter Finkelgruen

Dieser Vortrag wurde am 27. Januar 2013 vor dem Geschichtsverein Troisdorf gehalten.

Meine Damen und Herren,

Das Thema meines Vortrages lautet: *Der Übergang von der englischen Mandatszeit bis zur Staatsgründung*, wobei es sich von selbst versteht, dass hier von Israel – oder von Palästina, je nachdem, ob wir von der historischen Zeitrechnung oder von einer ideologischen Prägung des Konfliktverständnisses ausgehen, die Rede ist.

Nach den Debatten der letzten Wochen zum Thema Antizionismus und Antisemitismus im öffentlichen Diskurs der Bundesrepublik habe ich mir gedacht, dass es sinnvoll sein könnte, einen Blick zurück zu werfen. Einen Blick auf die Zeit, als die Konzentrationslager von den Streitkräften der Alliierten befreit wurden – und in Palästina der Staat Israel im Werden war.

Nun, ich bin kein Historiker. Deshalb kann und will ich mir auch nicht anmaßen, einen fachhistorischen Exkurs zu geben, um die damalige Zeit zu beleuchten. Wenn ich aber nach Gründen suche, die mir zumindest subjektiv das Gefühl der Berechtigung geben, vor Ihnen zu diesem Thema zu sprechen, dann komme ich zuerst auf ein Detail aus meiner Biographie.

Ich bin als 9-Jähriger im Jahre 1952 in Israel angekommen. In einer Lebensphase also, in der man besonders aufnahmefähig ist – und weniger belastet von bewusstem historischen oder ideologischem Ballast. In dieser Lebensphase habe ich Israel erstmals kennengelernt; drei Jahre nach der Staatsgründung, in einer Zeit, die durchaus noch mit den Wehen und Problemen des Übergangs von der englischen Mandatszeit hin zum unabhängigen jüdischen Staat belastet war. 1959, Israel hatte das erste Jahrzehnt seiner Existenz überstanden,

kam ich nach Deutschland, in die Bundesrepublik, wo ich seither gelebt habe – außer dem Jahrzehnt zwischen 1981 bis Ende 1988, in dem ich wiederum, diesmal aus beruflichen Gründen, in Israel gelebt habe. Vor diesem allgemein biographischem und speziell beruflichem Hintergrund habe ich Geschichtsbücher und Literatur über die Zeit des Übergangs von der englischen Mandatszeit bis zur israelischen Staatsgründung gesucht und gelesen.

Vieles von dem, was ich zu diesem Thema gelesen habe, wurde durch meine persönlichen, biographischen Erfahrungen und Eindrücke gefiltert. Hinzu kommt, dass es sich nicht um eine systematische Sichtweise handelt, sondern um eine sehr punktuelle, manche mögen sagen, willkürliche Betrachtung einer historischen Situation oder Phase. Mein Trost ist aber die gewonnene Überzeugung, dass es kaum möglich ist, umfassende, objektive Betrachtungen zu finden.

Nach meiner Überzeugung kann es immer nur den Versuch der Annäherung an Objektivität geben, durch Kenntnisnahme und Berücksichtigung von Positionen, die nicht die eigenen sind. Wenn Sie so wollen, ist dies ein Plädoyer für eine eingestandene, wohlwollende Subjektivität.

Saul Friedländer, Professor für Geschichte an den Universitäten Tel-Aviv und Genf, einer der prominentesten Kritiker der Regierungspolitik Israels, gleichzeitig aber der Historiker, der am Ausgangspunkt der Historiker-Debatte in Deutschland auf die Neigung etlicher deutscher Historiker, insbesondere des Prof. Noelte, hinwies, die deutsche Geschichte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu relativieren, schrieb ein Buch mit dem Titel, *Wenn die Erinnerung kommt*.

Bei diesem Buch handelt es sich um eine eindringlich geschriebene Autobiographie des Verfassers, der 1932 in Prag geboren, die Zeit der NS-Verfolgung unter abenteuerlichen Umständen überlebte. Im letzten Kapitel des Buches schildert er seine Überfahrt nach Israel im Jahre 1948 an Bord des Schiffes »Altalena«. Jenes Schiffes also, das vor der Küste von Tel-Aviv auf Befehl Ben-Gurions beschossen wurde. Es hatte Waffen und Munition an Bord, welche für die damals von Menahem Begin geführte »Ezel«-Bewegung bestimmt waren, einer radikal-rechtszionistischen Bewegung, die auch ideologisch in

Konkurrenz zu Ben-Gurion und der von ihm befehligten »Hagana« stand.

Allein die Darstellung dieser Episode aus der Zeit des Übergangs von der englischen Mandatszeit zur israelischen Staatsgründung würde bedeuten, eine noch heute kontroverse Interpretation dieser Zeit und der damaligen Vorgänge zu präsentieren. Saul Friedländer jedenfalls beendet sein Buch mit der Schilderung der Ankunft des Schiffes vor der Küste von Tel-Aviv mit dem Satz: »*Aus der Dunkelheit erhob sich vor uns das Land Israel.*« Es war die Erfahrung der nationalsozialistischen Verfolgung als Kulmination der Geschichte des europäischen Antisemitismus, die den Hintergrund für die Wahrnehmung Israels durch die überlebenden Verfolgten abgab: »*Aus der Dunkelheit erhob sich vor uns das Land Israel.*«

Keine drei Jahre später, im Frühjahr 1951 kam ich an Bord des Schiffes »Negba« im Hafen von Haifa an. Die Negba war allerdings kein Schiff mit an Land zu schmuggelnder Munition, wie die »Altalena«, aber der Schlußsatz aus Saul Friedländers Buch galt auch für die Einwanderer an Bord dieses Schiffes. Sie kamen aus einem Europa, in dem es nach der totalen Kapitulation, nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Herrschaft und nach dem in der Folge allgemeinen Bekanntwerden des millionenfachen Mordes an Juden in Deutschland Lager für Juden gab. Das waren die sogenannten DP-Camps, die Displaced Persons-Camps, also Lager für Menschen, die verlegt waren, die keinen ihnen zugehörigen Platz hatten in diesem Europa – in Polen fanden wieder Pogrome statt, in Deutschland pogromähnliche, anti-jüdische Ausschreitungen –, einem Europa, in dem der Antisemitismus weiter virulent war.

Es ist dieser Hintergrund, der in Israel folgendes Sprichwort entstehen ließ: »*Kommen Sie aus Deutschland oder aus Überzeugung?*« Die überwiegende Mehrheit der jüdischen Einwanderer nach Israel in der Zeit um die Staatsgründung herum, also dem Zeitraum, von dem wir hier sprechen, kamen tatsächlich nicht aus zionistischer Überzeugung nach Palästina/Israel.

Sie kamen, weil hinter ihnen die erloschenen Krematorien waren. Sie kamen, weil jene, die diese Krematorien betrieben hatten, und all die

anderen, die das Betreiben der Krematorien begrüßt, toleriert oder hingenommen haben, weiterhin existierten.

Die Londoner Tageszeitung *The Times* berichtete am 5. Januar 1946 folgendes: »Generalleutnant Sir Frederick Morgan, der Chef der UNRRA-Truppen in Deutschland und ehemaliger stellvertretender Stabschef General Eisenhowers, sagte in Frankfurt, er habe einen Exodus von Juden aus Polen beobachtet: allesamt gut gekleidet, gut ernährt, gesund und ›die Taschen voller Geld‹. Allesamt, sagte er, erzählten die stereotype Geschichte von Drohungen, Pogromen und Grausamkeiten als Begründung dafür, warum sie Polen verlassen haben. Er wisse nicht, wer ihren Auszug finanziert beziehungsweise in die jüdischen Taschen gesteckt habe. Er glaube, dass die ›Weltorganisation der Juden‹ im Entstehen sei und dass die Juden einen ›ausgearbeiteten Plan für einen zweiten Exodus‹ hätten – diesmal aus Europa.«

Dass dieser Bericht, den ich in dem Buch *Der Nichtjüdische Jude* des frühen Antizionisten Isaak Deutscher fand, von antisemitischen Stereotypen gekennzeichnet ist, liegt auf der Hand. Das alleine macht ihn in dem uns beschäftigenden Kontext nicht interessant. Interessant ist die Tatsache, dass er das Phänomen beleuchtet, Stimmung für eine Politik zu machen.

Eine Politik, die Arthur Koestler in seinem, leider nicht ins Deutsche übersetzten Buch, *Promise and Fulfilment – Palestine 1917- 1949* (*Versprechen und Erfüllung, Palästina 1917 bis 1949*) in einer Kapitelüberschrift als »John Bull's anderes Irland« charakterisiert. Es war tatsächlich eine Politik, die geradezu vorbildlich und mustergültig wäre, wenn man damit einen unlösbaren Konflikt schaffen wollte. Hier nur einige Daten, um den Hintergrund der Situation des Übergangs von der Mandatszeit zur Staatsgründung Israels grob zu skizzieren: 1917/1918 wird die vierhundertjährige Herrschaft der Ottomanen über Palästina beendet. Die Türkei war im Ersten Weltkrieg mit Österreich und Deutschland verbündet gewesen. Großbritannien, als eine der Bündnisparteien des Westens, eroberte und besetzte Palästina im Jahre 1917 und teilte, zusammen mit Frankreich, den gesamten Nahen Osten in Einflussphären auf. In diese Zeit fiel die als Balfour-Erklärung bekannte Entscheidung der englischen Regierung,

»... die Schaffung einer jüdischen Heimstatt in Palästina wohlwollend zu betrachten«. Sie wurde von den Vereinigten Staaten darin unterstützt und dies wiederum mündete in der Erteilung des Mandats über Palästina an Großbritannien durch den Völkerbund.

Bereits 1920 aber erfolgte die erste Einschränkung der jüdischen Einwanderung nach Palästina, indem die englische Verwaltung ein Quotensystem einführte. 1921 wurde die jüdische Einwanderung erstmals völlig unterbunden, 1922 wurden zwei Drittel des Mandatsgebiets Palästina – mit Zustimmung des Völkerbundes – vom Mandat abgetrennt und das Haschemitische Königreich von Transjordanien gegründet, um dort einen Alliierten Londons, den Emir Abdallah, als König zu etablieren. Dieser war aus dem Hejaz, dem heutigen Saudi-Arabien, durch eine Stammesrevolte vertrieben worden. Er behielt aber den Ehrgeiz, König aller Araber zu werden. Ihm hatten die Engländer, um seine Beduinen im Weltkrieg auf ihre Seite zu ziehen, entsprechende Zusagen gemacht. An diese Stelle gehört die Erinnerung an *Lawrence von Arabien*, den meisten unserer heutigen Zeitgenossen als Hauptfigur des gleichnamigen Films bekannt.

1928 wurde es Juden verboten, sich in Transjordanien, also östlich des Jordans, anzusiedeln. Beschlüsse und Maßnahmen, die darauf abzielten, die jüdische Zuwanderung zu bremsen, zu reduzieren und überhaupt zu entmutigen, folgten mit konstanter Regelmäßigkeit 1929, 1930, 1931 – kurz, nahezu jährlich und bis in die vierziger Jahre hinein ... Es handelte sich dabei um Einschränkungen und vorübergehende Unterbrechungen der jüdischen Einwanderung, Beschränkungen der Ansiedlung auf bestimmte Gebiete, Beschränkungen des freien Erwerbs von Grund und Boden usw.

In all diesen Jahren fanden auch immer wieder Unruhen statt. Araber protestierten gegen die Juden, aber auch gegen die Engländer. Hinzu kamen jüdische Aktionen gegen die Mandatsmacht. Terrorakte durch bewaffnete jüdische Gruppen und pogromähnliche Ausschreitungen der Araber gegen die Juden wechselten sich ab. In dieser Zeit des Übergangs, also in den Jahren 1945 – 1948, herrschten in Palästina chaotische Zustände. Die Mandatsmacht England bereitete ihren Rückzug vor; sowohl Araber als auch Juden, unfähig einen Kom-

promiss auch nur anzustreben, bemühten sich um eine optimale Ausgangsposition, die ihnen in dem sich abzeichnenden Machtvakuum die Vorherrschaft sichern sollte. Die Jahre 1947 – 1948 schließlich brachten den Teilungsbeschluss der Vereinten Nationen, der die Gründung eines jüdischen und eines palästinensischen Staates vorsah, aber auch den Ausbruch des Krieges zwischen Israel und den benachbarten arabischen Staaten, bekannt als der Unabhängigkeitskrieg von 1948. In diese Zeit fiel aber auch die Ankunft von Überlebenden der europäischen Hölle und das Erfahren all dessen, was in Europa in den Jahren zuvor geschehen war.

Von jetzt an werde ich mich nur auf einen Aspekt der Übergangszeit vom britischen Mandat über Palästina zur Staatsgründung Israels konzentrieren. Ich will versuchen aufzuzeigen, welche Bedeutung Deutschland, besser gesagt, die Erfahrung mit Deutschland in dieser Zeit für die in Israel/Palästina lebenden Juden und Araber hatte. Die Quellen, an denen ich mich dabei orientiere, sind hauptsächlich deutsche, beziehungsweise deutsch schreibende Autoren, die einen Bezug zu Palästina beziehungsweise Israel in jenen Jahren hatten.

Arnold Zweig veröffentlichte 1932 den Roman *De Vriendt kehrt heim*. Heute ist dieser Roman als Taschenbuch im Fischer-Verlag erhältlich. Ich kann diesen Roman, der eigentlich vom ersten politischen Mord innerhalb der jüdischen Gemeinschaft in Palästina handelt, aus ganz aktuellen Gründen empfehlen. Liest man ihn heute, könnte man streckenweise denken, Arnold Zweig hätte Aspekte dessen beschrieben, was heute unter dem Stichwort »Intifada« bekannt ist. Palästinensische Jugendliche, die Steine auf Autos werfen, tauchen auf, ebenso wie junge, nationalistische Lehrer, die zu keinem Kompromiss fähig sind. Aber noch etwas anderes wird deutlich, in diesem Roman.

De Vriendt, die zentrale Figur des Buches, ist dem holländischen Dichter Jacob Israel de Haan nachgebildet. Er gehörte zur Gruppe der orthodoxen Juden in Jerusalem. An einer Stelle des Romans ist der Dichter Jitzchak Josef de Vriendt damit beschäftigt, eine alte römische Münze zu begutachten und die Inschriften zu entziffern, wobei er ein Selbstgespräch führt, in dessen Verlauf er sagt: *»Wenn ich nur endlich dazu käme, mich mit einem großen Manuskript herumschlagen, statt*

mit den Thora-Feinden, den Heiden-Juden, diesen Hunden, die unseren ungeheuren Besitz verschleissen gegen – Demokratie!“

In den nationalen, und immer öfter auch weltpolitischen, Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern fügt, das wird hier deutlich, sich ein weiterer. Der Konflikt zwischen Säkularismus und religiösem Fundamentalismus. Dieser Konflikt ist nicht neu, wird aber durchweg mit unzureichender Aufmerksamkeit wahrgenommen.

Religiös motivierte Fundamentalisten gibt es – und ich spreche jetzt von Juden in Israel – eben nicht erst neuerdings. Zwar ist ihr Einfluss linear gewachsen in den Jahrzehnten seit Gründung des Staates Israel. Es hat sie eben nur, wie in dem Roman von Arnold Zweig bezeugt, schon vor der Staatsgründung gegeben. Das stärkste Gegengewicht zu den religiösen Dogmatikern – oder Orthodoxen wie sie heute im Allgemeinen ohne Differenzierung genannt werden – waren Linke, Sozialisten, Kommunisten und andere Agnostiker. Prominent unter ihnen vertreten waren Juden aus Deutschland, die nicht unbedingt aus Überzeugung Israelis wurden. Interessanterweise haben aber Juden aus Deutschland, egal, ob sie Zionisten waren oder nicht, keinen tiefen Einfluss auf das Geschehen und auf die Entwicklung des israelischen Staates gehabt. Sie haben wohl auf die anfängliche Gestaltung des israelischen Grundgesetzes und Rechtswesens eingewirkt, waren aber kein langfristig wirksames Gegengewicht zur Orthodoxie.

Herbert Freedman, der jahrelange Korrespondent der Frankfurter Rundschau in Israel, berichtete einmal über ein internationales Kolloquium zur deutsch-jüdischen Exil- und Emigrationsliteratur, das von der deutschen Abteilung der Hebräischen Universität in Jerusalem veranstaltet wurde. Im Zentrum dieser Veranstaltung stand die Beziehung der in Israel lebenden und gelebt habenden deutschsprachigen Autoren zur israelischen Öffentlichkeit. Eine Selbstverständlichkeit ist für den in Israel Lebenden die Feststellung, dass es zwischen dem Land und seinen deutschsprachigen Schriftstellern keine, jedenfalls literarische, Wechselwirkung gegeben hat.

Ich führe das hier an, nicht nur weil ich Arthur Koestler und Arnold Zweig bereits genannt habe, sondern, weil es eine ganze Reihe weiterer Autoren gibt, die in Deutschland und Europa eine größere

Rezeption erfahren haben als in Israel und die allesamt in der hier zur Debatte stehenden Periode in Palästina beziehungsweise Israel gelebt und geschrieben haben. Sie aber und jene, die wie sie aus Deutschland kamen, hatten keinen prägenden oder gar entscheidenden Einfluss auf den uns hier interessierenden Zeitraum. Arnold Zweig und Arthur Koestler habe ich bereits genannt. Martin Buber gehört zweifellos zu den bekanntesten. Max Brod, der bis zu seinem Tod in Tel Aviv gelebt habende, überzeugte Zionist, schrieb keinen einzigen auf Israel bezogenen Roman. Erich Fried wanderte nicht nur nach England aus, wie eine ganze Reihe anderer, – er wurde zum militanten Antizionisten. Leo Perutz, der in Deutschland zur Zeit wieder neu aufgelegt wird, gehörte dazu, ebenso wie Wolfgang Hildesheimer, Jakov Lind und Else Lasker-Schüler, um nur einige zu nennen. Auch Stefan Heym kam in der Zeit des Übergangs nach Palästina um sich »umzusehen«, ehe er sich letztlich für die DDR entschied.

Arnold Zweig kam 1933 als Flüchtling aus Hitler-Deutschland nach Palästina. Heinz Kamnitzer zitiert in einer Biographie von Zweig dessen Briefwechsel mit Sigmund Freud.

Bereits einen Monat nach seiner Ankunft schrieb Zweig: *»Ich mache mir nichts mehr aus dem ›Land meiner Väter‹. Ich habe keine Illusionen mehr.«* Etwa zwei Jahre später formulierte er lapidar: *»Zum ersten Mal stelle ich ohne Affekt fest, dass ich hierher nicht gehöre. Das ist nach zwanzig Jahre Zionismus natürlich schwer zu glauben. Nicht etwa persönlich enttäuscht bin ich, denn es geht uns hier recht gut. Aber alles ist irrig, was uns hierher brachte.«*

Und im Jahre 1938 gibt er in einem weiteren Schreiben die Ursache für diesen Sinneswandel an: *»Die Juden, gegen den Willen der arabischen Majorität ins Land gekommen, diese Juden, unfähig gewesen, seit 1919 den guten Willen der Araber zu gewinnen . . . «*

Der Zweite Weltkrieg brach aus und Arnold Zweig blieb in Palästina, aus dem er schon 1938 wieder hatte auswandern wollen, bis er 1947 nach Europa zurückkehrte, nach Deutschland, in die DDR. Heinz Kamnitzer erwähnt in seiner Zweig-Biographie, die unter dem Titel *Der Tod des Dichters* 1974 in der DDR erschienen ist, ein bezeichnendes Kapitel des Zweigschen Aufenthaltes in Palästina nicht.

Arnold Zweig und Wolfgang Jourgau gaben eine deutschsprachige Zeitschrift mit dem Titel *Der Orient* heraus, die, wie Herbert Freedman berichtet, ihr Erscheinen einstellen mußte, ebenso wie die *Jüdische Weltrundschau* unter der Leitung von Robert Weltsch. Dieser war in Berlin Autor des berühmten Leitartikels mit dem Titel *Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck* gewesen. Selbst die deutschsprachige Tageszeitung *Jedioth Chadaschot (Neueste Nachrichten)* wurde von der Tel-Aviver Stadtverwaltung verboten, weil sie angeblich »eine politische Gefahr für die jüdische Sache« darstellte.

Arnold Zweig schrieb 1936 darüber an Sigmund Freud: »*Kleine Verhältnisse, noch verkleinert durch den hebräischen Nationalismus der Hebräer, die keine andere Sprache öffentlich zum Druck lassen.*« Die deutschsprachige Zeitschrift *Der Orient* musste ihr Erscheinen in Palästina einstellen. Dafür konnte Arnold Zweig, von Palästina aus, im November 1939 in der deutschsprachigen Zeitschrift *Die Gelbe Post*, die in Shanghai herausgegeben wurde, publizieren.

Zur Erläuterung dieser Absurdität, die nur am Rande zum Thema gehört, muss man wissen, dass Shanghai in jenen Jahren wohl der letzte erreichbare Zufluchtsort für jüdische Emigranten aus dem deutschen Machtbereich gewesen ist. Palästina war, wie wir wissen, durch die Regelungen und Verbote der englischen Mandatsmacht für Juden praktisch verschlossen. Etwa 30.000 Flüchtlinge kamen aus Deutschland, Österreich, Polen dem Baltikum und der Tschechoslowakei in Shanghai an. Unter ihnen ein Mann namens Julius Storfer, studierter Jurist, Kaffeehausliterat und Schüler Freuds. Er gründete und veröffentlichte in Shanghai die deutschsprachige Zeitschrift *Die Gelbe Post*. Im Heft Nr. 7 dieser Zeitschrift, vom 1. November 1939, findet sich ein Nachruf von Arnold Zweig auf Sigmund Freud, der am 23. September 1939 in London gestorben war. Arnold Zweig, wie gesagt, lebte damals in Palästina, in Haifa und konnte dort nicht in deutscher Sprache publizieren. Ich führe das deswegen so gründlich aus, weil ich aus eigener Erfahrung weiß, dass noch in den fünfziger Jahren die deutsche Sprache in Israel eine Belastung darstellte. Menschen, die in der Öffentlichkeit Deutsch sprachen (nicht Jiddish), wurden nicht selten physisch angegriffen und zusammengeschlagen.

Die psychische Zäsur und die emotionale Krise, die durch die Erfahrung all dessen, was sich in der deutschen Judenverfolgung zeigte, entstanden, ist nur allzu verständlich. Unverständlich dagegen die Reaktion jener, die davon wussten und ihren Antisemitismus beibehielten, wie der vorhin zitierte Sir Frederick Morgan, oder sich sonstwie blind und taub stellten.

In seinen Erinnerungen an seine Zeit in Palästina schreibt Wolfgang Hildesheimer: *»... denn viele der Juden, die hier ihre geistige Heimat fanden, waren nicht freiwillig in Palästina, manche mussten erst lernen, sich überhaupt als Juden zu betrachten, und Zionismus war ihnen fremd ... Die englischen Teilnehmer waren ohnehin gegen den Zionismus, weil sie meinten, die Juden gehören nach Europa. Dass sie von dort vertrieben waren, nahm man ungern und seltsam schwerhörig zur Kenntnis. Der Chefzensor Palästinas, im Zivilberuf Universitätsprofessor, sagte einmal zu mir [Hildesheimer]: ›Ihr Juden seid doch komische Leute. Ihr könnt alles, habt Kultur, ihr seid das Salz der Erde, und was wollt ihr? Ein Stück Land von der Größe Yorkshires.‹ Er war nicht der einzige der sich weigerte, die Situation zu erfassen.«*

Wolfgang Hildesheimer lebte später bekanntlich nicht mehr in Israel. Seine Erinnerung aber trifft den Punkt. Sie zeigt, dass Zionisten und Nichtzionisten nach 1945, vor der Gründung des jüdischen Staates, sich weiterhin mit Antisemitismus oder mit einem beinahe schon makaberen Unverständnis konfrontiert sahen. Ein Unverständnis das, pointiert gesagt, aus dem letzten Antizionisten einen Befürworter der Staatsgründung und der Existenz des jüdischen Staates machen konnte – und wohl auch gemacht hat. Isaak Deutscher, Historiker der russischen Revolution und Biograph Trotzki und Stalins, hat sich Zeit seines Lebens immer wieder mit dem Judentum beschäftigt. Isaak Deutscher, der sich selbst als Antizionisten bezeichnete, und nach der Staatsgründung in persönlichem Kontakt mit Ben-Gurion stand, schrieb in einem Aufsatz im Jahre 1945 folgendes: *»Meinen Antizionismus, der auf meinem Vertrauen in die europäische Arbeiterbewegung basierte oder allgemeiner, auf meinem Vertrauen in die europäische Gesellschaft und Zivilisation, habe ich natürlich längst aufgegeben, denn diese Gesellschaft und diese Zivilisation haben es Lügen gestraft. Wenn*

ich in den zwanziger und dreißiger Jahren, statt gegen den Zionismus anzugehen, die europäischen Juden aufgefordert hätte, nach Palästina zu gehen, hätte ich womöglich geholfen, einige Menschenleben zu retten . . . « Die Erfahrung von Auschwitz präsentierte sich den damals in der Zeit des Übergangs von der Mandats Herrschaft zum unabhängigen jüdischen Staat lebenden Juden aber nicht nur in Form von überlebenden Flüchtlingen aus der Welt der Konzentrationslager. Während des israelischen Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1948 überrannten und eroberten jüdische Einheiten in der Küstenebene und in der Nähe von Haifa Orte, in denen Deutsche lebten, die vor den jüdischen Truppen flohen. Es waren sogenannte Templersiedlungen, deren Einwohner Ende des 19. Jahrhunderts aus religiösen Gründen aus Schwaben nach Palästina eingewandert waren. In den von ihnen verlassenen Häusern fanden sich Büros mit Papieren, die belegten, dass es dort noch bis 1948 funktionierende Ortsvereine der Auslands-NSDAP gegeben hatte. Aber auch die Rivalen um das von den Engländern zurückgelassene Machtvakuum, die Araber, hatten eine Verbindung zur Welt der Konzentrationslager . . .

Am 2. November 1943 schickte Heinrich Himmler an den Grossmufti von Jerusalem, Haj Amin Al Husseini, aus Anlass des Jahrestages der Balfour-Erklärung folgendes Telegramm: *»Die nationalsozialistische Bewegung Großdeutschlands hat seit ihrer Entstehung den Kampf gegen das Weltjudentum auf ihre Fahne geschrieben. Sie hat deshalb schon immer mit besonderer Sympathie den Kampf der freiheitsliebenden Araber, vor allem in Palästina, gegen die jüdischen Eindringlinge verfolgt. Die Erkenntnis dieses Feindes und der gemeinsame Kampf gegen ihn bilden die feste Grundlage des natürlichen Bündnisses zwischen dem nationalsozialistischen Großdeutschland und den freiheitsliebenden Mohammedanern der ganzen Welt . . . in diesem Sinne übermittele ich Ihnen . . . Wünsche für eine glückliche Durchführung Ihres Kampfes bis zum sicheren Endsieg.«*

Bereits ein halbes Jahr vorher hatte der Mufti in Radiosendungen von Rom aus die amerikanischen Staatsbürger arabischer Herkunft aufgefordert, die Politik Roosevelts nicht zu unterstützen, weil bei einem Sieg der Alliierten, *»die Juden Gebieter über die Reichtümer der*

Welt« würden. In den Akten der Wehrmacht in Kiel fanden sich 1945 Unterlagen, die belegten, dass Deutschland die finanziellen Voraussetzungen für die arabischen Aufstände im Palästina der dreißiger Jahre geschaffen hatte. Diese Dokumente belegen auch eine Vereinbarung zwischen Canaris, dem Chef der deutschen Abwehr, König Ibn Saud von Saudi-Arabien und dem Großmufti über die Lagerung von deutschen Waffen in Saudi-Arabien für den Mufti.

Lassen Sie mich kurz auf ein Buch verweisen, das nicht von einem deutschen Autor geschrieben wurde, dessen Inhalt sich aber auf die hier zur Debatte stehende Zeit bezieht. Das Buch *Oh Jerusalem* von Collins und Lapierre, einem Autorengespann, das sehr erfolgreiche populärwissenschaftlich-historische Bücher geschrieben hat, ohne dabei auf die Untermauerung ihrer Darstellungen durch Quellenmaterial im Text zu verzichten.

In diesem Buch wird die unglaubliche Lebensgeschichte eines jungen Palästinensers erzählt, der 1948 ein Sprengstoff-Attentat auf der Ben-Yehuda-Straße in Jerusalem vorbereitet hatte, bei dem 46 Menschen getötet und 130 verletzt wurden. Dieser junge Palästinenser, Fawzi al Kutub, ging während des Zweiten Weltkrieges auf Einladung des Mufti von Jerusalem nach Deutschland. Dort wurde ihm die Möglichkeit eröffnet, an einem Ausbildungskurs der SS in Holland teilzunehmen. Nach einjähriger Schulung erhielt er den Auftrag, einen Trupp von vier deutschen Saboteuren nach Palästina zu führen. Er lehnte ab und wurde von der Gestapo an einen Ort verbracht, an dem sich ein junger arabischer Terrorist höchst merkwürdig ausnahm: ein Konzentrationslager in der Nähe von Breslau mit überwiegend jüdischen Mitgefangenen.

Nur die persönliche Fürsprache des Mufti bei Himmler ersparte es Kutub, dass er seine jüdischen Mithäftlinge in die Gaskammern begleiten musste. Er wurde entlassen und wirkte bis Ende des Krieges an Rundfunkpropagandasendungen aus Berlin mit. Nach dem Krieg gab er sich als jüdischer KZ-Häftling aus und gelangte auf einem Flüchtlingsschiff mit 1.500 überlebenden jüdischen Reisegenossen wieder nach Palästina. Ich gebe diese Geschichte wieder, weil ich ein weiteres Dokument zum Thema »Mufti und Judenvernichtung« zitieren will.

Am 28. Juni 1943 sandte der Mufti ein langes Protestschreiben an die ungarische Regierung. Er habe erfahren, dass Pläne bestünden, eine Anzahl von Juden aus Ungarn nach Palästina auswandern zu lassen. Dagegen protestierte der Mufti und führte am Ende seines Briefes folgendes hinzu: *»Aus diesem Grunde bitte ich Eure Exzellenz, mir zu gestatten, Ihre Aufmerksamkeit auf die Notwendigkeit zu lenken, zu verhindern, dass Juden aus ihrem Land nach Palästina gelangen; sollte es Gründe geben, die es notwendig machen, sie [die Juden] zu entfernen, dann wäre es unerlässlich und unendlich vorzuziehen, sie in andere Länder zu schicken, wo sie sich unter aktiver Kontrolle finden würden, wie zum Beispiel Polen, um so sich vor der von ihnen ausgehenden Gefahr zu schützen . . . «*

Ich gebe die Geschichte von Fawzi al Kutub auch deshalb wieder, weil die Dokumente über ihn aus dem Haus einer meiner Klassenkameradinnen stammen, deren Vater jener palästinensische Notable aus Jaffa war, der die Kapitulation des arabischen Jaffa im Krieg von 1948 unterschrieb.

Ich habe versucht, Ihnen einige Aspekte der Zeit des Übergangs von der britischen Mandats Herrschaft hin zur Unabhängigkeit des jüdischen Staates Israel, welche diesen Prozess meines Erachtens entscheidend beeinflusst haben, zu skizzieren. Damals stellten Juden europäischer Herkunft die überwiegende Mehrheit der jüdischen Bevölkerung Palästinas dar. Die Startlöcher für die Machtübernahme waren besetzt durch frühe Vorkämpfer des Zionismus aus Osteuropa, insbesondere aus Russland, Polen und Litauen. Sie waren aus zionistischer Überzeugung gekommen, sie hatten die Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden durch die Nazis nicht selbst erfahren.

Der Rest der jüdischen Bevölkerung waren Menschen, die unmittelbaren Kontakt mit der letzten Phase der Geschichte des europäischen – und speziell des deutschen – Antisemitismus gehabt hatten. Mag sein, dass dies mit ein Grund war, weshalb deutsche Juden, die größtenteils ganz andere Visionen von der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung des jüdischen Staates hatten, ihren Einfluss in der entscheidenden Phase des Übergangs nicht zur Geltung bringen konnten. Sie selbst und ihre historische Erfahrung waren diskreditiert.

Sie waren, wie wir gesehen haben, auch sprachlos. Sie waren es auch in dem Teil der innerjüdischen Auseinandersetzung zwischen Säkularismus und Orthodoxie, wie sie sich schon in dem Roman von Arnold Zweig darstellte.

Erst nach dem Ende der Mandatszeit, nach der Unabhängigkeitserklärung setzte die Immigration der orientalischen, der sephardischen Juden, hauptsächlich aus Nordafrika ein. Dazu schrieb Isaak Deutscher 1954: *»Die meisten orientalischen Juden sind in religiösen Fragen orthodox eingestellt und gehören manchmal zur Gefolgschaft fanatischer osteuropäischer Rabbis.«*

Damit wären wir aber schon beinahe bei der gegenwärtigen Problematik. Nicht nur des innerjüdischen, sondern auch des jüdisch-palästinensischen Konflikts.

Ich möchte deshalb mit einem weiteren Zitat von Isaak Deutscher enden: *»Solange eine nationalistische Lösung des Problems verfolgt wird, sind Juden wie Araber dazu verdammt, sich in einem Teufelskreis von Hass und Rache zu bewegen . . . die Araber warten nur auf eine neue Entwicklung im Nahen Osten, die ihnen die Möglichkeit bietet, Israel zu zerstören . . . Und Israel hofft, die arabischen Staaten möchten auf ewig so rückständig, nachlässig, korrupt und isoliert bleiben, wie sie es zur Zeit des arabisch-isralischen Krieges von 1948 gewesen sind.«*

Vor kurzem hat der Bayerische Rundfunk eine Dokumentation von Richard Chaim Schneider ausgestrahlt. Unter dem Titel *Israel und seine Siedler: In Erwartung des Messias* wird eindrucksvoll belegt, wie wenig sich verändert hat, seit Isaak Deutscher diese Zeilen schrieb.

Literarische Texte

annäherung an ein haus

SAID

das holz von dem tor blättert ab, das namensschild ist weg und hinterläßt einen fleck. die fensterflügel sind geschlossen, die glasscheiben matt. auf dem linken flügel gibt es blindfenster. sie sind zwar blind, aber vielleicht erzählen sie mir etwas – menschen können das ja nicht mehr. eine zeit, die zu viele ziele bietet, erlaubt den müßiggang nicht; doch das flüchtige benötigt viel raum.

kaum lege ich die hand an die tür, schon gibt sie nach.

ein verlassenes haus ist gezeichnet und hat mehr zu sagen.

verstehe ich denn überhaupt seine sprache? wenn ich will, dass es spricht, muß ich auf seine stille achten. sie soll sich ohne drang entwickeln – bis zum ersten wort. dieses haus benötigt alle tempi des wartens; sonst verstummt es für immer. ich schweige mit ihm und seinen absonderungen, bis es spürt, dass ich für seine fragen zeit habe.

ich suche den größten raum, er muß einmal das wohnzimmer gewesen sein. links an der wand steht ein stuhl; jetzt wirkt er wie ein wegweiser. ich trage ihn hinaus und schließe die tür von innen. mit der hand fahre ich an der wand entlang und suche eine ecke aus. hier ziehe ich meine schuhe und die socken aus, setze mich auf die knie und warte auf das erste wort – barfüßig.

von nun an zähle ich mich zum haus und seinem schweigen. ich betrachte die wände, die risse, die brüche, die insignien der verlassenheit und hoffe auf die sprache.

entblößt steht der raum vor mir. empfindet er das als demütigung oder aufforderung zu berichten? hier schläft das haus ohne träume. es ist alt genug, um sich gegen sie zu wehren. dazu hat es zu viel gesehen und

zu viele menschen gehört. hier steht es unbetulich und leise. ohne die artgenossen zu warnen. ohne den zwang der sprache.

zum glück entdeckte ich hier keinen spiegel. es wäre schrecklich für ein leeres haus, jeden tag seinem konterfei begegnen zu müssen. auch hängt keine uhr und kein kalender an der wand. haben sie die bewohner aus rücksicht auf die räume mitgenommen? oder geschah auch dies aus unachtsamkeit? ich bleibe sitzen und horche in den raum.

meine bewohner haben mich oft bedrängt, aber sie konnten mich nicht überreden, ihnen zu folgen. ich bin kein pilger, nicht einmal bürger. und wer weiß, ob die seele nicht vertrocknet, wenn sie den körper einmal verläßt.

wohl aus schamgefühl haben sie zum abschied nichts gesagt. dafür schlugen sie mit einem stock auf meine mauern, als wollten sie mich gewarnt haben vor jeglichem verrat.

dennoch wünschte ich ihnen eine gute reise. sie sollten wenig gepäck auf sich laden und die tür nicht abschließen – für den kommenden fremden. aber fremde betreten kein haus, das ruchlos verlassen worden ist.

meine fenster erblindeten, als die bewohner fort waren.

»wozu jetzt augen?«, meinten sie.

hernach bin ich in meine wände zurückgekrochen, um mein gleichgewicht zu bewahren – doch die melodie kehrte nie mehr zurück. seither bin ich geschlechtslos und rieche nach enthaltsamkeit; ich verabscheue den geruch.

übriggeblieben ist eine lange schlaflosigkeit. und die endet wohl, wenn ich ein landstreicher geworden bin. jedenfalls würde ich nie mehr zu meiner einfältigkeit zurückfinden. nun weiß ich, dass ich wenig von menschen verstand.

ein haus kann an der vergeßlichkeit sterben. ich bin nunmehr nicht einmal material für die welt, mit ihrer zärtlichen gleichgültigkeit. schrecklich ist der tag, an dem du verlassen wirst. keine farben, keine gerüche, nur die ungewissheit.

steine behaupten: »ein haus ist immer auch ein bote.« was wäre aber meine botschaft ohne bewohner und deren wärmenden atem? du hättest mich geliebt in jenen zeiten, als ich noch beseelt war. nun bin ich

gealtert und doch nicht schön, dagegen gibt es keine lösung – nur liebe schützt vor häßlichkeit. ich habe mich den bewohnern hingegeben, um mich nicht zu vernachlässigen, bis ich ihnen ausgeliefert war.

noch immer höre ich leise bewegungen hier. etwas flüchtiges bleibt immer zurück, das sich nie mehr auflöst; und dieses erwidert den blick. von zeit zu zeit irre ich in meinem gedächtnis umher und suche.

dann wieder ertrage ich tagelang den schmerz, ohne zu murren. die erinnerung kommt und geht. und das vergangene, das noch nicht tot ist, hält sich zurück hinter dem putz und wartet.

nun spotte ich nicht mehr; ich bin nur zeuge.

ich habe einen geschmack und gründliche kenntnisse der einsamkeit – doch meine sprache versteht die welt nicht mehr. ich kenne sogar die ängste der menschen vor leeren räumen und den geräuschen eines hauses. darauf nahm ich rücksicht besonders in der nacht. denn ich weiß, dass menschen in der dunkelheit ängstlicher sind.

ich selbst habe nur dinge befürchtet, die ich nicht verstand. jetzt begreife ich, dass gerade sie mein leben bestimmt haben.

heute nutzen mir keine worte mehr, nur gesten.

auch wenn menschen es nicht glauben, aber häuser haben ein gutes gedächtnis für das wesentliche. für die zeit der ruhe, die sich gelassen ausbreitet. für rufe der kinder und ihre dringlichkeit. für einen plötzlich von außen eingefallenen mondschein.

doch was nützt das gedächtnis ohne menschen.

jetzt, in der kälte, können die wände sich nicht einmal gegenseitig wärmen; ihr geflüster würde ganz andere tiere wecken.

die kakerlaken haben mich vergessen. wer soll sie denn rufen, wenn die küche schweigt? sie drängen sich ja nie auf mit ihrer demütigen art, das leben zu erfassen.

mit der zeit bin ich taub geworden. dennoch lüge ich nicht; denn ich besitze noch meine melancholie. sie schlendert durch die innenräume, als gäbe es hier noch viel zu entdecken.

vom draußen dringen der singsang des tages und die brechungen des lichts herein. sie versöhnen mich mit meinen wänden. natürlich fehlen mir hände. noch immer vermute ich irgendwo einen mund, auch ohren.

„tiere werden von ihrem instinkt belehrt«, sagte ein bewohner einmal. wie jede andere weisheit, kommt auch diese durch menschen oder steine. menschen, weil sie sprechen. steine, weil sie schweigen. mir raten die türschwelle, die dinge zu betrachten, bis sie von sich erzählen. die fenster berichten von den stimmungen des herbstes – kennen sie doch meine schwäche für diese jahreszeit. und die wände plädieren für geduld – wie immer. zuweilen fehlen mir auch die gegenstände und ihre stille art, sich gegenseitig zu verständigen, wenn kein mensch in der nähe ist. am meisten vermisse ich stimmen. sie nisteten sich in den falten meines gesichts ein und erweckten später sehnsüchte. häuser hängen an ihren bewohnern; selbst ihr mundgeruch fehlt mir. dann brach eines tages das schweigen ein und erfaßte allmählich alle orte. seither herrscht hier eine leere. sie erzählt von keiner ankunft, von keinem aufbruch. das schweigen machte mich stumm und taub. vielleicht bin ich erst jetzt empfänglich für meine bewohner, sollten sie einmal zurückkehren. aber würden sie mich auch wieder erkennen?

mai 2009

SAID geboren 1947 in Teheran, kommt 1965 als Student nach München. Wegen seines politisch-demokratischen Engagement ist seine Rückkehr in den Iran ausgeschlossen. 1979 betritt er zum ersten Mal wieder iranischen Boden, sieht aber unter dem Regime der Mullahs keine Möglichkeit zu einem Neuanfang in seiner Heimat; seither lebt er wieder im deutschen Exil.

Werke (Auswahl):

Sei Nacht zu mir, Liebesgedichte, München, C. H. Beck 1998

Psalmen, München, C.H. Beck, Februar 2007

Die beiden aus der Sicht der Verwaltung

Rupprecht Mayer

Es ist schwierig für die Verwaltung, lückenlose Auskunft über die beiden zu geben, die plötzlich Rücken an Rücken durch den Innenhof tanzten. Mit eingehängten Armen hüpfen und sangen die beiden und drehten sich dabei zusammen im Uhrzeigersinn, ohne dass jemand wusste, woher sie gekommen waren. Die Kinder hörten den beiden anfangs aufmerksam zu, schrieben aber naturgemäß die Gesänge nicht auf. Als die beiden mit der Zeit langsamer wurden, nahmen die Kinder, die sich offenbar an ihr Drehen gewöhnt hatten, Stöcke, mit denen sie die beiden in Bewegung zu halten versuchten, was sich aber als schwierig herausstellte, da sich bei den beiden Erschöpfung abzeichnete.

Die beiden wandten sich dann zu einem bestimmten Zeitpunkt um und bewegten sich Brust an Brust weiter, in enger Umarmung, wobei sie nur noch ab und zu etwas über die Schulter des andern riefen. Später gingen die beiden in die Knie, um zuletzt dann, sich immer noch umarmend, auf dem nassen Boden des Innenhofs zu liegen, während die Kinder weiterhin versuchten, sie zum Drehen zu bringen. Dazu benutzten sie jetzt Stöcke mit Nägeln.

So wälzten sich die beiden noch einige Zeit im Schlamm und stießen dabei vereinzelte unverständliche Laute aus. Die Kleidung der beiden war mittlerweile zerfetzt und blutig, da die genagelten Stöcke kleine Stücke aus ihrem Fleisch herausrissen. Nach Kenntnis der Verwaltung protestierten die beiden jedoch auch in diesem Stadium nicht, und es ist die Frage, zu welchem Zeitpunkt die Verwaltung hätte Maßnahmen ergreifen sollen, da ja das sich-Drehen, Singen und Reden von Anfang an offensichtlich das Hauptanliegen der beiden gewesen war. Am Morgen nach diesem Vorfall schwebten Ratten und Hühner, die wohl an den beiden genagt bzw. gepickt hatten, goldene Strahlen aussendend durch den Hof, was die Einsetzung der Kommission zur Folge hatte. Von den beiden selbst lagen nur noch blutige Kleidungsstücke am Boden; diese wurden zwischenzeitlich von der Verwaltung sichergestellt. Die Verwaltung ist bereit, proaktiv eventuelle neue Aufgaben zu überneh-

men (z.B. Abwicklung Pilgerbetrieb im Zshg. mit den beiden), wenn die Mittel dafür zur Verfügung gestellt werden. Die beteiligten Kinder werden derzeit noch von den Kommissionsmitgliedern getrennt befragt, doch bislang konnte dem Vernehmen nach nur ein einziger Ausspruch der beiden rekonstruiert werden: »Ergieße dich reichlich, du göttliche Quelle!«

Mitgliederliste

Ehrenmitglieder

1. Alfredo Bauer
2. Inge Deutschkron
3. Ralph Giordano
4. Georges Arthur Goldschmidt
5. Joseph Hahn (†)
6. Stéphane Hessel
7. Edgar Hilsenrath
8. Judith Kerr-Kneale
9. Paul Nizon
10. Gustav Regler (†)
11. Stella Rotenberg
12. Robert Schopflicher
13. Egon Schwarz
14. Fritz Stern
15. Manfred Winkler

Neue Mitglieder

1. Martin Dreyfus
2. Gisela Holfter
3. Oskar Pfenninger

Verstorben

1. Jakob Arjouni (8. Oktober 1964 - 17. Januar 2013)
2. Sigmar Schollak (2. Mai 1930 - 21. Mai 2012)
3. Ilana Shmueli (7. März 1924 - 11. November 2011)

Mitglieder

1. Renate Ahrens
2. Doğan Akhanlı
3. Gabrielle Alioth
4. Peter Ambros
5. Isolde Asai
6. Ulrike Ascher
7. Gabriel Berger
8. Jutta Birmele
9. Katharina Born
10. Irène Bourquin
11. Daniel Cil Brecher
12. Irina Brenner
13. Matthias Buth
14. Martin R. Dean
15. Karsten Dümmel
16. Roland Erb
17. Peter Finkelgruen

18. Erica Fischer
19. Uwe Friesel
20. Dagmar Galin
21. Stefanie Golisch
22. Veit Heinichen
23. Jürgen Heizmann
24. Jost Hermand
25. Eugen Herman-Friede
26. Elisabeth Hoffmann
27. Barbara Honigmann
28. Hans-Otto Horch
29. Irmgard Hunt
30. Zoë Jenny
31. Peter Stefan Jungk
32. Anna Patricia Kahn
33. Manfred Keune
34. Abbas Khider
35. Beate Klarsfeld
36. Freya Klier
37. Reinhard Klimmt
38. Christine Koschel
39. Günter Kunert
40. Reiner Kunze
41. Fred Kurer

42. Doris Liebermann
43. Werner Lutz
44. Marko Martin
45. Rupprecht Mayer
46. Wolfgang Mieder
47. Armin Mueller-Stahl
48. Gert Niers
49. Hans-Christian Oeser
50. Peggy Parnass
51. Susanna Piontek
52. Hans Poppel
53. Utz Rachowski
54. Lutz Rathenow
55. Eva Reichmann
56. Andrea Reiter
57. Teresa Ruiz-Rosas
58. Ulrich W. Sahn
59. Salli Sallmann
60. Boris Schapiro
61. Margot Scharpenberg
62. Udo Scheer
63. Heinz J. Schiffer
64. Dieter Schlesak
65. Cornelius Schnauber

66. Heinz Schneeweiss
67. Richard Chaim Schneider
68. Angelika Schrobsdorff
69. Thomas B. Schumann
70. Serdar Somuncu
71. Benjamin Stein
72. Guy Stern
73. Gertje Suhr
74. Axel Thormählen
75. Paul Tischler
76. Stephen Tree
77. Georg Stefan Troller
78. Tomi Ungerer
79. Fred Viebahn
80. Deborah Vietor-Engländer
81. Christina Viragh
82. Friedrich Voit
83. Inge von Weidenbaum
84. Ruth Weiss
85. Livia Käthe Wittmann
86. Christine Wolter
87. Feridun Zaimoglu
88. Magali Zibaso
89. Hans Dieter Zimmermann

Vorstand

- Günter Kunert (Präsident)
- Gabrielle Alioth (Sekretärin)
- Daniel Cil Brecher (Schatzmeister)
- Jutta Birmele (Beisitzerin, kooptiert seit März 2012)
- Freya Klier (Beisitzerin)
- Andrea Reiter (Beisitzerin, kooptiert seit Januar 2013)
- Guy Stern (Beisitzer)
- Fred Viebahn (Beisitzer)

Mit Beiträgen von

Peter Finkelgruen

Ralph Giordano

Günter Kunert

Marko Martin

Rupprecht Mayer

Paul Tischler

Hans Dieter Zimmermann

und einem Gastbeitrag von SAID.

Herausgegeben von Gabrielle Alioth und Nadine
Englhart.

Das PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland wurde 1934 von Lion Feuchtwanger, Ernst Toller, Max-Hermann-Neiße und Rudolf Olden in Großbritannien unter dem Namen Deutscher PEN-Club im Exil gegründet und hatte bis 2005 seinen offiziellen Sitz in London. Seit 2006 hat es seinen Sitz am Wohnort des jeweiligen geschäftsführenden Sekretärs (2012: Gabrielle Alioth)